H
1496
-1-

von Halder
Nr. 635.

Helvetiens
Berühmte Männer

in Bildnissen dargestellt

von

Heinrich Pfenninger, Mahler,

nebst

kurzen biographischen Nachrichten

von

Leonhard Meister.

Erster Band.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBERG

Zürich und Winterthur,

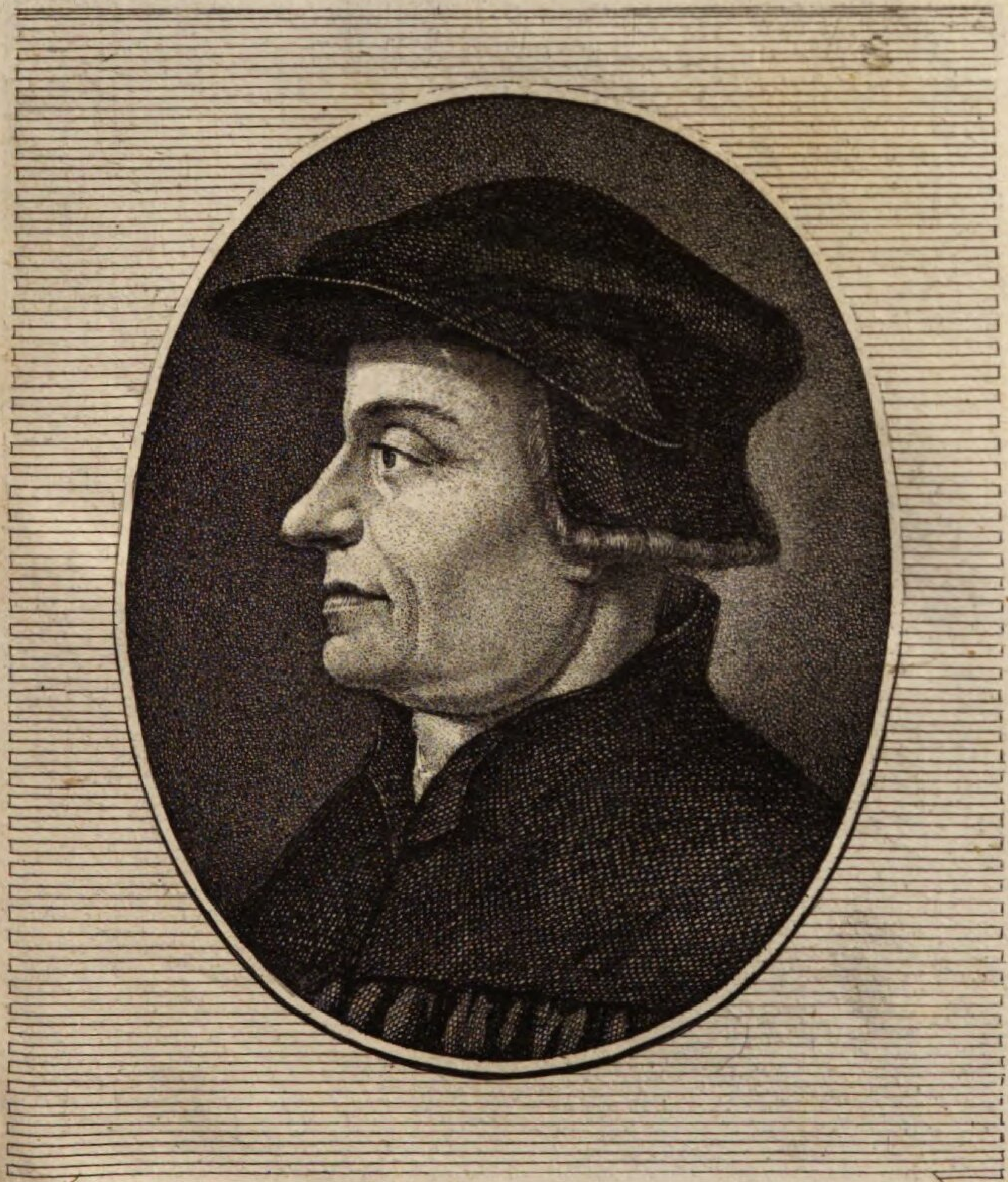
In Commission bey J. C. Füßli und Heinrich Steiner und Compagnie.

1782.

Der

Helvetischen Gesellschaft

Gewiedmet.



ZUINGLI.

Asper pinxit. *Pf. fecit.*

Ulrich Zwingli. *

Zwingli erblickte das Licht der Welt den 1. Jenner 1484 zu Wildhausen im Toggenburg. Sein Vater war Amman des Ortes. Bey seinem Oheim, dem Decan zu Wesen, ward er erzogen. Frühzeitig kam er auf die Schule nach Basel; hierauf nach Bern. Am letztern Orte ward er wegen seiner vortrefflichen Singstimme von den Dominicanern ins Kloster gelockt. Seine Verwandten aber forderten ihn zurück und schickten ihn, zur Erlernung der Philosophie, nach Wien. Von Wien zog er wieder nach Basel und ward Schulhalter bey St. Martin. Zur Erholung von ernsthaftern Studien trieb er mit

* S. Bullingers handschriftliche Reformationsgeschichte, Hottingers Kirchengeschichte, Füßlins Beyträge, wie auch Myconius, Adami, Schröcks, Nüschelers Lebensbeschreibungen.

grossem Erfolge die Tonkunst. In seiner Person sah man den gefälligen Weltmann mit dem unerschütterten Helden und Märtyrer, man sah den Mann von Geschmack und Urbanität mit dem heiligen Zeloten vereinigt. Die theologische Aufklärung hatte er vornemlich Wytenbachen zu danken. Die erste Predigt hielt er im J. 1506. zu Rapperswyl, hernach in gleichem Jahr die erste Messe zu Wildhausen, in seinem Geburtsort. Hierauf kam er als Pfarrer nach Glarus. Mit seinen Pfarrgenossen zog er als Feldprediger nach Navarra und vor Marignan. Im J. 1517. kam er als Pfarrer nach Einsiedeln. Je länger je freyer athmete sein Geist im Umgang gelehrter Klosteraufseher. Von kleinfügigem, ängstlichem Formalistengeiste war er so weit entfernt, daß er sich wirklich, wegen seines offenen Wesens, bey den Feinden in Verdacht allzufreyer Galanterie gesetzt hatte. Nicht weniger machte er sich heterodoxer Lehrmeinungen wegen verdächtig, indem er es gewaget hatte, über einige Dinge mit Picus Mirandula gleiche Begriffe zu haben. Schon im J. 1517. hatte er zu Einsiedeln gegen die Vergötterung der heil. Jungfrau gepredigt. Wie gelaütert sein Geschmack in den schönen Wissenschaften gewesen, sehn wir aus seinen Beylagen zur Ceporinischen

Ausgabe

Ausgabe des Pindars; wenn er über die frostigen Ausleger der Profanscribenten gelacht hat, so bedaurt er, daß auch die H. Scribenten gleich frostig ausgelegt werden. — Auch die ärgsten Feinde, auch ein Faber von Constanz, auch ein Jacob Münster von Solothurn und solche heftige Verfolger konnten unserm Zwingli den Ruhm eines grossen Gelehrten keineswegs rauben; der Papst selber suchte ihn bald durch Pensionen, bald durch Versprechung hoher Beförderungen auf seine Seite zu ziehen. Die Beförderungen schlug er aus; die Pensionen gab er zurück.

So groß er indeß auch bloß als Gelehrter gewesen, eben so groß war er im thätigen, bürgerlichen Leben. Unermüdet, und anfangs nicht fruchtlos war seine Bemühung, bald den Bischoff Hugo von Constanz, bald den Cardinal Matth. Schinner in Wallis, bald den päpstlichen Legaten, Anton Burccius, gegen die Hierarchie zu empören. Erst nachdem diese geistlichen Obern die Hand von dem Reformationswerk abzogen, glaubte er sich persönlich und unmittelbar zur Unterstützung desselben berufen.

Den 11. Christm. 1518. zog ihn das Dohmstift nach Zürich. Daselbst that er den 1. Jenner 1519. im vier und dreißigsten Jahr seines Alters die erste Predigt. Sein Kanzelvortrag war populär, menschlich, patriotisch. So sehr dieser neue Predigtton den Einen zuwider war, so willkomm war er den Andern; je geldfressender der päpstliche Aberglaube geworden, desto geneigter war man zur Abschaffung desselben. Indeß ward Zwingli von dem Bischoff zu Constanz durch seinen Vikar, Joh. Fabri, wie auch von dem Chorherr Hofmann beym Dohmstift als Neuling verklagt. * Zwingli rechtfertigte sich in seinem Archeteles. ** So unzufrieden der Constanzische Bischoff über seine neue Lehre gewesen, so wohl hingegen gefiel ihm der Eifer, womit Zwingli sich gegen Bernhardin Samsons Ablaßkram empörte.

Im J. 1519. lag Zwingli gefährlich krank an der Pestseuche. Auf seinem Krankenlager beschäftigte er sich mit Verfertigung erbaulicher

Lieder.

* Die eine von Hofmanns Klagschriften befindt sich gedruckt in Füßlins Beyträgen, Th. III. Absch. 2. die andre ungedruckt in Hottingers handschriftl. Thesaur. auf der Stiftsbibliothek. D, 14. f. 243.

** S. Zwinglis opp. T. I. fol. 124.

Lieder. Noch hat man in dem Zürcherischen Kirchenarchiv mehrere seiner teutschen Gedichte.

Von Zeit zu Zeit befanden sich teutsche und wälsche Bottschafter in Zürich. Mit Enthusiasmus eiferte Zwingli gegen alle auswärtigen Bündnisse; die Pensionen aber sprachen beredter als Zwingli. Aus Unwillen über seine Philippicas gegen das Reislaufen ward nun von mehrern seine Lehre für ketzerisch erkläret. Immer war er sorgfältig darauf bedacht, daß die Abschaffung des Papsttums mit dem wenigsten Tumult, daß sie nach gesetzlichen Formalitäten geschehen möchte. Auf Befehl der Zürcherischen Regierung wurden verschiedene öffentliche Religionsgespräche gehalten. In einem solchen, den 12. Heum. 1522. ward der gelehrte Mönch, Franciscus Lamberti, von Zwingli bekehret. Unvermerkt ward von der Hierarchie eine Kette nach der andern zerbrochen. Im J. 1524. verehlichte sich Zwingli mit Anna Rheinhard, Wittwe Hans Meyers von Knonau. In gleichem Jahr wurde von jeder Zunft ein Aufseher mit Maurern und Zimmerleuten von Kirche zu Kirche geschickt, um die Krucifixe und Bilder von den Altären und Wänden herunter zu nehmen; sorgfältig wurden sie in besondern Zimmern verwahrt, um selbige,

bige, bey etwaniger Veränderung der Volkesgesinnungen, sogleich wieder herstellen zu können. Indeß geschah alles ohne geringste Empörung. Den andern Kantons hingegen war dieses Unternehmen zuwider. Für und wider erschienen verschiedene Schriften. Eben so groß war itzt der Einfluß der schriftstellerischen Feder, als sonst die Schatzkammer oder das Zeughaus der Grossen der Erde. Und die Feder war Ursache, daß sich die Schwerdter entblößten. Als sich der Reformationsgeist auch über die gemeinschaftlichen Herrschaften auszubreiten anfing, widersetzten sich die catholischen Kantons, und es entstanden unter Bundesgenossen und Brüdern blutige Fehden.

Mit dem Kraislauf der Ideen scheint es gleiche Bewandtniß wie mit dem Kraislauf des Geldes zu haben; nicht stufenweise verbreitet, nicht durchgängig und gleichförmig vertheilt, scheint schnelle Anschwellung neuer Kånntnisse eben so gefährlich als z. B. für die Spanier jene neuen Schätze aus Indien waren. Eben so unsicher ist eine bürgerliche Gesellschaft, in welcher die einen Glieder zu arm am Geiste, die andern hingegen zu reich sind, als eine solche, in welcher sich allzugrosse Ungleichheit der Glücksgüter befindet.

findet. So sehr wir daher jene litterarischen Herkule des sechszehnten Jahrhunderts verehren, so gestehen wir, daß je ungewohnter das neu angezündete Licht war, dasselbe auch, ganz wider ihre Absicht, desto fürchterlicher blöde Augen verletzte. Plötzliche Umkehrung der Denkart erschütterte den Pöbel so sehr, daß er, auf einmal von dem Abgrund zum Himmel geschleudert, im Taumel sich selber verlor und zwischen Lichtengel und zwischen Geist des Tänarus nicht allemal zu unterscheiden im Stand war. Zugleich mit dem päpstlichen Joche schüttelten nunmehr die Wiedertaüfer jedes noch so heilige und wolthätige Band der bürgerlichen Ordnung von sich. Schon im J. 1525. ward mit diesen Schwärmern vor dem grossen Rathe eine Unterredung gehalten. Je mehr sie theils den Namen der reformirten Kirche entehrten, theils mit Geistesverirrungen zugleich Ausschweifungen des Lebens verbanden, desto mehr sah sich gegen selbige die Regierung zu strengern Maaßregeln genöthigt. Ungeachtet Zwingli immer die gelindesten Mittel empfahl, so konnte er keineswegs die Verbannung der einen, und die Hinrichtung der andern unter diesem sectirischen Haufen verhindern.

Auch von Seite der catholischen Kantons ward je länger je mehr das Schiff der reformirten Kirche bestürmet. Anstatt Schutz bey der lutherischen Kirche zu finden, entstand zwischen beyden Kirchen ein trauriges Schisma. Zur Vereinigung derselben ward im J. 1529. zu Marburg eine Unterredung gehalten. Dabey erschienen Zwingli und Luther, jeder von den gelehrtesten Secundanten begleitet. Fruchtlos hatte sich die Unterredung geendigt.

Mit dem Federkrieg, der gegen auswärtige Theologen geführt wurde, waren nunmehr in dem eydgenössischen Schoosse thätliche Kriegesunruhen verbunden. Schon hatte sich der Kanton Bern zur reformirten Lehre geneigt; allein in dem Lande Hasle, einer Bernerprovinz, neigten sich die Einwohner von neuem zum Papsttum; durch die Unterwaldner ward ihre Empörung begünstigt; einige catholische Kantons verschworen sich mit Ferdinand gegen das Reformationswerk. Hierauf weigerten sich die Züricher und Berner neben den Unterwaldnern zu Tage zu sitzen; auch vereinigten sich die Züricher voreilig mit den Glarnern zur Secularisirung der Abtey St. Gallen. Als Anton Abacker von Unterwalden schon bereit war, als Landvogt in

die

die gemeinschaftliche Herrschaft Baden, und zwar mit zahlreichem, bewafneten Gefolg einzuziehen, so zogen den 5. Brachm. 1529. die Züricher bey 500. Mann stark nach Bremgärten und in das Kloster Mury. Den 8. Brachm. zogen noch 600. andre Züricher nach Rüti und Rappersweil; den 9. Brachm. ein anderes Kriegspanner von Zürich nach dem Kloster Kappel. Umsonst daß man von diesem Zug unsern Zwingli zurückhalten wollte, er schwang sich auf ein Streitroß, mit glänzender Helparte auf der Schulter, und zog auch mit. Den 26. Brachm. 1529. ward eine für die reformirten Kantons sehr günstige und ehrenvolle Aussöhnung getroffen. Durch ihre siegreichen Waffen hatten sie durchgängige Gewissensfreyheit behauptet. Von neuem wurden die cathol. Kantons über den triumphirenden Fortgang der Reformation aüsserst erbittert. Nach fruchtlos wiederholten Tagleistungen, schlugen die Züricher den catholischen Nachbarn die Zufuhr des Proviants ab, und machten sich fertig zu kriegerischem Auszug. Durch auswärtige Vermittler ward für einmal der Ausbruch der Kriegesflammen gehindert.

Von allen Seiten ward unterdessen Zwingli als vermeintlicher Stifter so vieler Unruhen ver-

 folgt.

folgt. Den 20. Heum. 1531. trat er vor die Versammlung des Rathes und bat um Entlassung, weil doch seine Bemühungen nicht nur mit Undank bezahlt, sondern von den Pensionern gänzlich vereitelt werden. Auf Ansuchen einer oberkeitlichen Comittee entschloß er sich von neuem zur Beybehaltung seines Amtes.

Den 9. Weinm. 1531. machten die Catholischen ihr Kriegsmanifest bekannt und forderten von Zürich die Auslieferung der alten eydgenössischen Bünde. Zu Zug befand sich das catholische Hauptlager. In Zürich war man saumselig und schläferig; gegenseitiges Mißvergnügen und Mißtrauen hinderte schnelle und thätliche Vorkehr. In zerstreuten, wenig zahlreichen, muthlosen Haufen zogen die Züricher nach Kappel den Feinden entgegen. Auf Befehl des Senates ritt Zwingli als Feldprediger auch mit. Den 12. Weinm. 1531. geschah die fatale Schlacht, in welcher die Reformirten die größte Niederlage erlidten. Von den Catholischen ward das verlaßne Lager der Züricher geplündert. Viele von diesen letztern, die halb todt lagen, wurden unter abscheulichen Beschimpfungen völlig niedergehauen. Die Menschlichern unter den Siegern wurden zum Mitleiden bewogen;

wogen; sie nahmen die übriggebliebenen Züricher gefangen; setzten sie zum Feuer, indem es in dieser Nacht ungemein kalt war; pflegten sie und waren mit Heilung ihrer Wunden beschäftigt. Unter den Erschlagenen lag Zwingli. Von Steinen zu Boden geworfen, raffte er sich auf; sank wieder nieder und erhob sich von neuem. Auf den Knien schrie er: den Leib können sie töden, doch nicht die Seele! — Dann fiel er rücklings; mit gefaltenen Händen und zum Himmel gerichteten Augen fleht' er zu Gott auf. Hauptmann Fuckinger von Unterwalden stach ihm den Dolch in die Kähle, und bald hernach gab Zwingli den Geist auf. Mit ihm theilten gleiches Schicksal Geroldseck, Statthalter der Abtey zu Einsiedeln; Conrad Schmid, Commenthur zu Küßnach; Johann Haller, damals Pfarrer zu Bülach; Wolfgang Joner, Abt zu Kappel und andre seiner gelehrten Freunde, die auf dem Schlachtfeld als Märtyrer für Wahrheit und Vaterland starben.

Erst Tags drauf entdeckte man den todten Zwingli, ganz kennbar, mit lebhafter Farbe. Die Einen wäinten Thränen des Mitleids; die Andern fielen, ungeachtet alles Abmahnens der Kriegshaüpter, voll Wut über die Leiche. Durch

den

den Scharfrichter ward sie zu Asche verbrennet.

Sein wolthätiges, ruhmvolles Leben hatte Zwingli nicht höher gebracht als auf 47. Jahre, 9. Monate und 11. Tage. Nach seinem Hinschied wurden seine Schriften in vier Folio-Bänden gesammelt.

Joachim von Watt,
Vadian genannt. *

Er ward den 29. Nov. 1484. zu St. Gallen gebohren. Sein Vater war Leonhard von Watt, ein Kaufmann und des Raths zu St. Gallen; Liebhaber und Beförderer der Künste und Wissenschaften.

Vadian legte den Grund zu den Wissenschaften in seinem Vaterland, und zwar mit so vielem Fleiß, daß er, um dem Schlaf abzubrechen, die gebundenen Werke des Virgils zum Schlafkissen

* S. Bullingers handschriftliche Reformationsgeschichte.

H. Pf. fecit.

kissen machte. In Wien setzte er seine Studien, besonders die Geographie mit unermüdetem Fleiß fort. Als ein starker feuriger Jüngling ganz sich allein überlassen, stürzte er sich oft in Lebensgefahr, indem er bey jeder Gelegenheit sogleich mit dem Degen und überhaupt zu den gefährlichsten Unternehmungen bereit war. Auf dringendes Anhalten des Vaters aber wachte ein wienerischer Handelsmann über das Betragen des Jünglings, und vermochte durch rührende Vorstellungen so viel auf ihn, daß er alle Raufereyen auf die Seiten setzte, und sich ganz der Gelehrsamkeit wiedmete. Um seinem Vater Unkosten zu ersparen nahm er in Villach in Kärnthen die Stelle eines Schulhalters an. Allein der Aufenthalt an einem so kleinen Ort schien ihm zu mühsam. Deßwegen begab er sich bald wieder auf Wien, um der Gelehrten Umgang geniessen zu können. Gar bald ward er daselbst zum Nachfolger des Angelo Costo von Bologna ernennt. Bey diesem philosophischen Lehramt erwarb er sich Beyfall; wegen seiner gelehrten Arbeiten erhielt er den 12. März 1514. von Kaiser Maximilian dem Ersten den poetischen Lorbeer. In dem folgenden Jahre hatte er die Ehre, im Namen der Wiener Universität den König von Polen Sigismunden und zwar in

Abwesenheit des Kaisers zu bewillkommen. Seither ward er zum Rector der hohen Schule erwählet. Einige Zeit blieb er ungewiß über die Auswahl eines Berufes; anfänglich hatte er grössere Neigung zur Rechtsgelehrsamkeit; in der Folge aber wählte er die Arzneykunst. Den 9. Nov. 1518. nahm er zu Wien den Doctorgrad an. Zehen Jahre hatte er in Wien zugebracht, und von da aus verschiedene kleine Reisen nach Teutschland, nach Ungarn, und nach Italien gemacht. Endlich kehrte er, ungeachtet vieler Einladungen verschiedener Grossen zu ansehnlichen Bedienungen, nach St. Gallen zurück. Daselbst ward er mit einem Jahrgehalte zum Stadtarzt ernannt. — Im J. 1519. verheyrathete er sich mit Martha Grebel von Zürich.

Die damaligen Religionszwiste führten ihn auf theologische Studien. Durch die Schriften der Reformatoren ward er bewogen, der römisch-catholischen Kirche Abschied zu geben. Nachdem er in seiner Vaterstadt unter die Rathsglieder aufgenommen wurde, gab er sich alle Mühe für Ausbreitung der Zwinglischen Lehre. Im J. 1523. war er zu Zürich, und 1528. zu Bern bey den gehaltenen Religions-Disputationen Präsident. Durch den glücklichen Erfolg

folg seiner Bemühungen erhob er sich im J. 1526. zur Consulat-Würde — Bey jenem Tumult in dem Thurgauischen Karthäuserkloster zu Ittingen lief er Gefahr, für die gute Sache Märtyrer zu werden. Auf die unruhige Tagsatzung nach Zug hatten die St. Galler auch ihren Bürgermeister gesendet; als dieser zum Frieden redete, fuhr im geseßnen Rath der Gesandte von Lucern auf, mit wütender Stimme: „ all dieß „ Unwesen kommt von dem ketzerischen Zwingli; „ und du, Doctor von St. Gallen, hilfst ihm, „ so daß du nicht länger Sitz und Stimme in „ unserer Versammlung verdienest!" — Auf der andern Seite erhob sich gegen Vadian der Gesandte von Ury und übergoß ihn mit schimpflichen Worten. Schon war Vadian auf dem Punct, das Recht anzurufen, als der Gesandte von Zug aufstand und sagte: „ liebe Herren und ge„ treue Eydgenossen, das will zu viel werden; „ setzt euch nieder, und laßt den Herrn Doctor „ ungekränkt bey seinen Rechten. Nicht also soll es „ unter uns Eydgenossen zugehen" — der Bürgermeister aber begab sich zur Thüre hinaus in den Gasthof. Hierauf kam sein Schwager, Michael Studer von Zug, zu ihm, mit Nachrichten, daß etliche wilde Gesellen einen Anschlag gemacht haben, den Doctor im Gasthof zu über-

überfallen und an ihm ihre Büberey auszuüben. Eilfertig also flüchteten sich beyde, und kamen durch verschiedene Abwege nach Kappel. — Einige Monate nachher kamen seine feindselige Mitgesandte nach St. Gallen — Vadian vergaß die ihm angethane Unbillen, grüßte und bewillkommte sie freundlich, führte sie unter dem Arm durch die Stadt, und erzeigte ihnen alle mögliche Ehre. 1530. half er als Gesandter die kriegerischen Streitigkeiten zwischen Savoyen dem sogenannten Löffelbund und Genf vergleichen.

Durch Rechtschaffenheit und Klugheit hatte er sich so sehr das Zutrauen seiner Bürger eigen gemacht, daß sie ihn zum 9ten Mal mit der consularischen Würde beehrten. — Er starb den 6. April 1551. in einem Alter von sechs und sechzig Jahren.

Die Stadtbibliotheck in St. Gallen hatte er mit kostbaren Büchern und sonderheitlich auch mit dem reichen Schatz seiner Handschriften beschenket. — Unter seinen gedruckten Schriften erwähnen wir nur folgender:

1. De Poëtica & Carminis ratione, ad Melch. Vadianum, fratrem. Viennæ Auſtriæ 1518. in 4to.

2. Pomponius Mela, cum Commentariis Joach. Vadiani. Viennæ Auſtr. 1518. in fol. It. Baſil. 1522. in fol. It. Pariſ. 1530, und 1540. It. Baſil. 1557, und 1577. in fol.

3. Georg. Collimitii & Joach. Vadiani in C. Plinii de naturali Hiſt. Lib. II. Scholia. Baſil. 1531. fol.

4. Epitome Aſiæ, Africæ & Europæ, præcipue locorum deſcriptionem continens, quorum in Actis Lucas, paſſim autem Evangeliſtæ & Apoſtoli meminere. Cum addito in fine Elencho Regionum, Urbium, Amnium, Inſularum, quorum in novo Teſtam. fit mentio. Tig. 1535. in fol. It. additis Tabulis Geographicis. Tig. 1548. in 8.

5. Widerlegung der Schwenkfeldiſchen Irrtümmer. Zürich in 8.

6. Conſilium contra peſtem. Baſil. 1546. in 4to.

7. Chronologia Abbatum Monasterii St. Galli, cum notationibus ex vetustis Membranis. S. Goldast im ersten Tom, s. 152.

8. De obscuris verborum significationibus, Goldast Tom. II. s. 82.

9. Farrago antiquitatum allemanicarum. Goldast Tom. III. s. 1.

10. De Christianismi Ætatibus. Ebend. s. 159.

11. De Conjugio Servorum apud Alemanos, Ebend. s. 193.

Hans Holbein.

Derselbe ward im J. 1498. oder (wie andre wollen,) 1495. gebohren. Grönstadt und Augspurg streiten um die Ehre, ihn in ihrem Schoosse erzeuget zu haben. Sein Vater, auch ein Mahler, hatte sich hernach in Basel niedergelassen. Von ihm erhielt der Sohn den ersten Unterricht in der Mahlerkunst. Sehr jung hatte

L. Sen. fecit

dieser mit ausserordentlichem Glücke das Bild des Erasmus entworfen. Im J. 1516. durchblätterte er bey nächtlicher Weile mit Oswald Müller die neuerlich herausgekommene Lobrede der Narrheit. Gleichsam von dieser Lecture begeistert, zeichnete er sogleich an dem Rande des Buches mit der Feder die launigsten Scenen, die Erasmus beschrieb. Diese Zeichnungen werden zu Basel auf dem öffentlichen Büchersaal aufbewahrt. Im J. 1676. wurden sie von Carl Patin in Kupfer gebracht, um zur Auszierung des Erasmischen Werkes zu dienen; seither haben Gueüdeville und andere ihren Uebersetzungen die gleichen Figuren beyfügen lassen; sehr genau sind sie in der teutschen Uebersetzung abgedruckt, welche W. G. Becker im J. 1780. zu Basel herausgab. — Erasmus ließ sich das Buch mit Holbeins Zeichnungen vom Oswald Müller leihen, behielt es zehen Tage bey sich und durchsah es mit ausserordentlichem Vergnügen. Auf des Erasmus Empfehlung hin nahm ein durchreisender Engländer den jungen Holbein mit sich nach London. Diesem gab Erasmus einen Brief mit an den damaligen Großkanzler Thomas Morus und zugleich sein von Holbein gemahltes Portrait. Qui has reddit, schreibt Erasmus, est is, qui me pinxit, ejus commen-

datione te non gravabo, quanquam est insignis Artifex. Hic frigent artes, petit Angliam, ut corrodat aliquot Angelatos. Dieser Brief ist im J. 1526. geschrieben. — Unterwegs verweilte sich Holbein in Antwerpen; auch da gab er Proben seiner ausserordentlichen Geschicklichkeit und bekam neue Empfehlungsschreiben von P. Aegidius nach London. Ziemlich ärmlich indeß behalf er sich immer, bis er in England von Thomas Morus beherbergt wurde. Beynahe zwey Jahre blieb er bey diesem zu Chelsey verborgen, und zwar damit ihn nicht entweder der König oder einige Grossen des Reichs vor Vollendung seiner Arbeit hinweglocken möchten. Nach Vollendung derselben lud Morus den König und die Vornehmsten des Hofes zu sich; unter andern Gemählden zeigte er ihnen seine ganze Familie, auf einer grossen Tafel von Holbein gemahlt. Der Monarch verlangte den Künstler zu sehen. Holbein ward ihm sogleich dargestellt und von ihm in Dienste genommen. Zu verschiedenen Malen mußte er seither das Bild des Monarchen entwerfen, gleichwie er auch zu mehrern Malen die Königin, das königliche Haus und die ersten Hofbedienten gemahlt hat. Unter seine Meisterstücke gehört dasjenige, welches sich in dem grossen Vorzimmer zu Withe-Hall be-

findt; in diesem unvergleichbaren Gemählde wird Heinrich VIII. mit seiner Gemahlin, Johanna Seymour, und im Hintergrund Heinrich VII. mit seiner Gemahlin, Elisabeth, vorgestellt. Nebst andern kostbaren Seltenheiten ist dieses Kunstwerk in dem Feuerbrand vom J. 1697. zu Grunde gegangen. Die grosse Schildertafel von der Familie des Morus ist in die Arundelische Bildersammlung, und hernach in Doctor Meads Kunstkammer gekommen. Ein sehr vortreffliches Stück von Holbein, nämlich das Bild des Erzbischoff Warhams, befindt sich in dem Palaste zu Lambeth. — Folgende Anecdote dürfen wir nicht übergehen: Holbein sprach mit Morus von einem englischen Lord, den er vormals in Basel gekannt hatte und auf dessen Namen er sich nicht mehr bedachte. Sogleich ergriff der Künstler den Pinsel und entwarf das Portrait so genau, daß Thomas Morus sogleich den Grafen von Arundel, Sohn des Herzogs von Norfolk erkannte. — Ein andermal hatte Holbein Arbeit beym König; vor Vollendung derselben sollte sie niemand zu sehen bekommen. Mit Gewalt drang ein gewisser Graf in das Zimmer; dieß verdroß den Künstler so sehr, daß er den ungestümen Graf die Treppe hinunterwarf. Dieser beklagte sich bey dem Mo-

narchen; der Monarch wies ihn höhnisch weg, mit Verdeuten: daß er aus den geringsten Unterthanen so viel Grafen zu machen im Stand sey, als ihm beliebe; hingegen sey er nicht vermögend, einen einzigen Holbein zu schaffen. — In der Jugend war freylich unser Künstler, wegen gemeiner Erziehung und in dem Umgang mit niedrigen Leuten, wenig geschliffen und wirklich allzusehr den Ausschweifungen, besonders auch dem Trunke ergeben. Unter eine Figur, welche die Weichlichkeit vorstellte, mit der Aufschrift Epicuri de Grege Porcus, setzte zum Scherz Erasmus den Namen des Holbeins. Nach und nach wurden seine Sitten und sein Geschmack, besonders auch im Umgang eines Erasmus, Amerbachs, Morus verfeinert. — Nachdem sich unser Künstler einige Zeit in England aufgehalten hatte, kam er wieder nach Basel. Für den Erasmus hatte er noch einmal die Familie des Morus gemahlt. Sorgfältig wurde seither dieses Gemählde auf dem Rathhaus in Basel verwahret. Auf der baslerischen Bibliotheck sollen sich gegen zwanzig Holbeinische Originalgemählde befinden; unter denselben wird sonderheitlich eine Christus-Leiche geschätzet. Auf eben derselben Bibliotheck sieht man nun von diesem Künstler die Darstellung des Leidens Christi,

in

in acht Feldungen, von unschätzbarem Werthe. Welche ehedessen auf dasigem Rathhause gezeigt wurde. Die meisten seiner Kunstwerke befinden sich in England, in dem königlichen Kabinete, in dem Saal der Wundärzte, in dem Palast Pembroke u. s. w.

Nachdem Holbein seine Ehgenossin und seine Kinder in bequeme Glücksumstände gesetzt hatte, nahm er Abschied von ihnen und begab sich wieder nach London. So glänzend und glücklich daselbst sein Aufenthalt war, so zogen sich gleichwohl von Zeit zu Zeit schwarze Trauerwolken über seinem Haupte zusammen. Im J. 1535. ward sein Freund Morus auf der Blutbühne enthauptet; im Jahr 1547. verlor er durch den Tod seinen königlichen Wohlthäter, Heinrich VIII. Er selbst wurde im J. 1554. in einem Alter von sechs und funfzig Jahren, zu London von der grossen Pestseuche hinweggerafft.

So groß Holbeins Anlagen gewesen und so ungemein vieles die Natur selber an ihm gethan hatte, so sehr waren in der ersten Jugend die äussern Umstände seiner Ausbildung entgegen. An seinem Vater hatte er einen Lehrer, der sich wenig über das Mittelmässige em-

vor schwang; vorzügliche Kunstwerke hatte er keine gesehn. Den Lehrling und Lehrer drückten Mangel, und was noch peinlicher ist, Erniedrigung; in seinem Stand und an seinem Geburtsort fand er wenig Gelegenheit zur Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten: alle Hindernisse wurden von seinem kühnen Geiste besieget. Mit Dürrer, seinem Zeitgenossen, ward er der Stifter teutscher Art und Kunst. Sey Dürrer der Teutschen Michael Angelo, so ist Holbein ihr Raphael. Ueberhaupt findt man bey Holbein schöne Formen, natürliche und gutgeordnete Gedanken, edle Grazien, doch unausgebildeter als des göttlichen Urbiners; in den Gewändern und Falten übertrift er Dürrern; im Ausdruck der Leidenschaften ist er ganz Natur, ganz Herz und Geist, abwechselnd nach dem verschiedenen Caracter der Personen; im Colorit hat ihn keiner seiner Zeitgenossen in Teutschland übertroffen. Das Costume der Zeiten und Länder ist in seinen historischen Gemählden treulich beobachtet; ohne Zweifel daß ihm zur Erreichung desselben seine gelehrten Freunde, Morus und Erasmus behülflich gewesen.

JOH. OPERIN.

H. Pf. fecit.

Johann Oporinus. *

Im J. 1507. ward Oporin in Basel gebohren. Sein Großvater, der in Straßburg die ansehnlichsten Bedienungen bekleidete, war darauf bedacht, seinem einzigen Sohn, Johann Herbst, eine gelehrte Erziehung zu geben. Wegen des Hasses einer Stiefmutter mußte es ausser dem våterlichen Hause unter Aufsicht des Stadtschreibers geschehen. Von dem Sohn dieses leztern, einem Mahler, ward der Jüngling zum Studium der Mahlerkunst verleitet. Als er seinem Vater hievon Nachricht gab, war dieser ungemein entrüstet, in seinem Sohn, anstatt eines Gelehrten, einen Mahler zu finden; für immer ward der Jüngling aus dem våterlichen Hause verwiesen. Hierauf flüchtete er sich nach der Schweiz und überließ sich ganz seinem mahlerischen Genie. Nach dem Tod seines Vaters ward der junge Erbe aufgesucht; allein sein Meister wußte jede Nachfrage ganz zu vereiteln, aus Furcht seinen geschickten Schüler zu verlieren, wenn ihm eine reiche Erbschaft zufliessen sollte. Ganz also der våterlichen Güter, ganz aller Vor-

* S. Vitas selectas. Vratislaviæ 1711.

sorge seiner Straßburger Verwandten beraubet, ließ er sich nun in Basel nieder und verheyrathete sich mit Barbara Lupfartim. Mit dieser erzeugte er, ausser unserm Johann Oporin, noch drey Töchter; die eine von diesen letztern ist hernach Mutter des berühmten Theodor Zwingers geworden.

Je mehr die Eltern sich selber in kümmerlichen Umständen befanden, desto eifriger waren sie darauf bedacht, ihren Kindern das einzige, mögliche und zugleich das beste Erbtheil, eine günstige Erziehung, zu verschaffen.

Nachdem der junge Oporin den Grund zu den Wissenschaften in Basel gelegt hatte, begab er sich nach Straßburg; daselbst lebte er beynahe vier Jahre unter den armen Schülern sehr kümmerlich. Im Lateinischen und Griechischen genoß er den Unterricht des geschickten Gebwilers. Mit gelehrten Schätzen bereichert, kehrte er nunmehr nach Basel zurück. Aus Mangel an Unterhalt sah er sich genöthigt, nach der Abtey St. Urban im Luzernergebiete zu gehn, um daselbst der studirenden Jugend Unterweisung zu geben. Daselbst gerieth er in vertraulichen Umgang mit einem luzernischen Canonicus, Namens

mens Bylotectus. Nicht lange hernach verließ dieser letztre seine fette Präbende, trat zur reformirten Religion hinüber, verheyrathete sich in Basel und starb daselbst an der Pestseuche. Des mönchischen Schulunterrichtes überdrüssig, war auch Oporin seinem gelehrten Freunde nach Basel gefolget. Um sein Brod zu erwerben, copirte er die griechischen Theologen, den Irenäus und andre, welche hernach Joh. Frobenius herausgab. Endlich heyrathete er im J. 1527. seines Freundes Bylotectus Wittwe. Als verdienstliches Werk gegen den Verstorbenen betrachtete ers, indem er zu seinem eignen Nachtheil sich dem Joch der mürrischen Alten unterzog. Im Scherze pflegte er zu sagen: er übe sich, wie Socrates, an der Seite seiner Xantippe in der philosophischen Selbstverlaügnung. Als er von dem bösen Weibe mit einem Hagel von Scheltworten bestürmt und endlich mit einem Topf unsaubern Wassers begossen worden, sagte er ruhig: dacht ichs doch, daß das Donnergewitter sich in Regen auflösen werde. Die Geduld, die er zu Hause bey seinem Weib lernte, übte er auch in der öffentlichen Schule aus, über die er gesetzt worden war. Da aber die haüfige und höchstbeschwerliche Arbeit sehr wenig Gewinnst brachte, so vieth ihm Joh. Oeco-

lampa-

lampadius, daß er sich der Arzneykunst wiedmen solle, um so viel mehr da nun eben Theophrastus Parazelsus sich in Basel befand und ihm mit pralerischem Tone versprach, daß er ihn in Zeit von einem Jahr in allen Kunstgeheimnissen einweyhen wolle. Nicht nur bey den öffentlichen Vorlesungen des Parazelsus war Oporin sehr fleissig, auch genoß er als Famulus den täglichen Umgang seines Lehrmeisters. Was dieser teutsch in die Feder dictirte, faßte der Zuhörer sogleich in lateinischer Sprach auf. Theophrast nämlich war ein schlechter Lateiner; indeß war sein Gedächtniß so glücklich, daß er ganze Stellen des Galenus auswendig daher sagen konnte. Wenn er auf seinen botanischen Spatzirgängen eine unbekannte Pflanze antraf, so pflegte er zu den Schülern zu sagen, daß diese Pflanze zu nichts tauge. — Wie brennend Oporins Lernensbegierde gewesen, beweist die Geduld, womit er seines beynahe immer trunkenen Lehrmeisters unanständiges Betragen zu dulden gewohnt war. Als dieser letztere behauptete, daß der alcalische Urin die gewisseste Anzeige des Naturels sey, in so fern man sich drey Tage lang aller Speisen und Getränke enthalte, so that dieses Oporin; nach dreytägigem Hunger und Durst überreichte er dem Theophrast in einem

Gläsgen

Gläsgen den wenigen Urin, um sein Gutachten zu hören; Theophrast höhnte ihn wegen seiner Leichtglaübigkeit aus und schmiß das Glas gegen die Thüre. — Ueberdieß pflegte Theophrast im mitternächtlichen Rausche mit vermeinten Gespenstern, und zwar mit entblößtem Dolche, zu fechten; sehr verdrüßlich mußte dieses für Oporin seyn, da er in gleichem Schlafzimmer eingeschlosseu war. Plötzlich weckte zuweilen der Lehrer den Schüler und gab ihm seine Orakelsprüche mit solcher Schnelligkeit in die Feder, daß es diesem nicht anderst schiene, als ob ein Dämon selber dictire. — Zwey Jahre lang lebte Theophrastus zu Basel und hatte durch glückliche Kuren ausserordentlichen Beyfall erworben. — Wegen verschiedener Verdrießlichkeiten gieng er nunmehr ins Elsaß. Aus Hoffnung, von ihm die Verfertigung seines Laudanum zu lernen, begleitete ihn Oporin; allein dieser ward von dem Lehrmeister betrogen; also entschloß er sich, ihn zu verlassen, um so viel mehr, da er je länger je mehr Gottlosigkeiten bey Theophrasten entdeckte. Hierauf begab sich Oporin nach Basel unter das Joch seines Weibes zurück. — Eines Tages hatte er präcipitirten Mercurius zu sich genommen; nach entstandenem Hausstreit mit seiner Xantippe wollte er in der Nacht zum

Vater

Vater hineilen; allein schon war die Thüre bey seines Vaters Hause verschlossen; um denselben nicht durch Anklopfen beschwerlich zu werden, blieb er also die ganze Nacht hindurch vor der Thüre; durch die nächtliche Kälte zog er sich über den ganzen Leib, sonderheitlich im Kopf die gefährlichste Geschwulst zu, so daß die Aerzte seinetwegen alle Hoffnung verloren. Auf einmal erinnert er sich, daß er noch etwas von Theophrasts Laudanum besitze; hievon nahm er drey Pillen zu sich und gleichsam von Stund an sah er sich wieder geheilet.

Nicht lange hernach starb Oporins Ehgenossin in Luzern, wohin sie um ihrer Güter willen alljährlich hinzureisen gewohnt war. Anstatt der erwarteten Erbschaft, lidt der Wittwer grosse Verluste.

Damals gab Grynäus zu Basel Unterricht in der griechischen Sprache. Zwischen ihm und Oporin herrschte innige Freundschaft. Diesem verschaffte jener eine Lehrstelle. Kaum hatte er diese erhalten, als er sich schon wieder verehlichte. — Seinen Zuhörern erklärte Oporin Plutarchs Lebensbeschreibungen. Unter diesen Zuhörern befanden sich Lazarus Schwendi, Georg

von

von Steten und Jociscus, die ihren Lehrer sehr oft durch großmüthige Geschenke unterstüzten. Um so viel mehr bedurfte er solcher Unterstützung, da seine neue Ehgenossin aüsserst verschwenderisch war und gleichen Hang zur Ueppigkeit auch ihren drey Söhnen beygebracht hatte. Oporin sah sich genöthigt, die Academie zu verlassen; auch ward er hiezu durch gewisse Streitigkeiten zwischen Grynäus und Karlstadt wegen des Schulranges verleitet. Diese Streitigkeiten waren Ursache, daß sich mehrere von der Schule entfernten. Mit Hintansetzung aller andern Geschäffte, fieng nun Oporin an, sich mit seinem Schwager, Robert Winter, ganz allein auf typographische Arbeiten einzuschränken.

Die Baslerische Regierung suchte ihn durch güldene Versprechungen zum Studium der Rechte zu ermuntern. Die Auslegung der Rechte hatte er bey Bonifaz Amerbach gehört, welcher diese Wissenschafft mit philosophischer Methode behandelte. Allein theils die Neigung zu friedlichem Leben, theils das Mißtrauen in die güldenen Versprechungen hielten unsern Oporin von weiterer Fortsetzung der juridischen Studien zurück. Indeß auch bey seinen typographischen Geschäfften sah er sich in beträchtliche Schulden

gestürzt. Immer noch hoffte er auf das Erbgut eines mütterlichen Verwandten, des Dohmherrn Ludwig Ber; allein auch dieser strich ihn aus seinem Codicill aus, und zwar einzig deßwegen, weil Oporin auf einer Reise nach Frankfurt in dem Gasthof zu Mülberg die Wahrheit abgemahlt hatte, wie sie die falsche Religion im Mönchsgewande mit Füssen tritt. Zu gleicher Zeit hatte Oporins Vater die Mahlerkunst aufgegeben, um nicht mehr zur Zeichnung allerley Götzenbilder genöthigt zu werden. — So dürftig der Sohn selbst war, so gelang es ihm gleichwol, auch noch den Vater und die Schwestern zu nähren; die Mutter hatte er schon vorher verloren.

Dem Oporin hat man die schöne Ausgabe von Castalions lateinischer Bibel zu danken; auch den Castalio hatte er mit seiner zahlreichen Haushaltung lang unterhalten. Aus den verschiedenen Pressen des Oporins gieng kein Buch hervor, wovon er nicht jedesmal selbst die Correctur besorgte. Eben wegen seiner überhaüften Geschäffte sah er sich genöthigt über sein Musäum folgende Worte zu schreiben: Quisquis es, rogat te Oporinus, etiam atque etiam: ut si quid est, quod à se velis, perpaucis agas:

deinde

deinde actutum abeas: nisi tanquam Hercules defesso Atlante, veneris suppositurus humeros. Semper enim erit, quod & tu agas.

Durch den Beystand der Gelehrten und durch Gunst der Grossen wurden ihm seine Beschwerlichkeiten erleichtert. Der Kaiser Ferdinand vergönnte ihm zollfreyen Durchgang seiner Waaren bey Brisach; der pfälzische Churfürst Friedrich lockte ihn mit grossen Verheissungen nach Heidelberg; indeß schlug er aus Liebe zum Vaterland jeden auswärtigen Beruf aus.

Eines Tags gieng er, einiger Geschäfte wegen, zu dem Abt Joh. Rud. Stoer in das Kloster Murbach. Er ward nicht sogleich vorgelassen und kehrte voll Verdruß wieder nach Hause; von da aus schrieb er dem Abt einen Brief voll der bittersten Vorwürfe; man hat mich, schrieb er, als Narren behandelt; Narren sprechen die Wahrheit; erlaubt mir denn, setzte er hinzu, daß ich eure Höflinge freymüthig als stolze Dummköpfe erkläre. — Anstatt sich zu erzürnen, ließ der Abt unsern Oporin freundschaftlich einladen; auch beehrte er ihn mit dem Jahrgehalt, womit bisher Sigmund Gelenius beehret gewesen.

Unter abwechselnden Schicksalen hatte Oporin über dreissig Jahre friedlich und vergnügt mit seiner zwoten Ehgenossin, Maria Ficina, gelebt; sie starb im J. 1564. an der Pestseuche, als der Mann sich auf der Frankfurtermesse befand. Zur gleichen Stunde, als sie in Basel den Geist aufgab, wollte Oporin zu Frankfurt an seinem Bette einen Schlag bemerkt haben, worüber er seinen Schlafcameraden aufweckte und ihm sagte, daß ihm ein Unglück bevorstehe. * — Wegen überhaüfter Geschäfte, sah er sich genöthigt, sogleich wieder eine neue Lebensgehilfin zu suchen. Dieselbe fand er in der Person einer Matrone, die mit beträchtlichen Glücksgütern grosse Vorzüge sowol in Absicht auf aüssere Bildung als auch in Absicht auf Tugenden und Talente vereinigte. Dieselbe war eine Tochter des Eucharius Holzach, welche vorher mit dem Joh. Hervagius verehlicht gewesen. Diese neue Gehilfin verlor Oporin schon wieder im vierten Monat nach seiner Verheyrathung. Hierauf verehlichte er sich zum viertenmal mit der Wittwe Ulrich Iselins, einer Tochter des Bonifacius Amerbach. Dieser Ehgenossin zu gefallen, entzog er sich dem beschwerlichen, typographi=

* S. Oporins Leben von Andreas Jociscus.

graphischen Gewerbe. Von ihr erhielt er im J. 1568. einen Sohn, Namens Emanuel, über dessen Geburt seine Freude unbeschreiblich gewesen. Allein fünf Monate hernach ward der alte Oporin, da er sonst niemals krank gewesen, von einem epidemischen Catharalfieber und Kopfschmerzen befallen, und diese Kraukheit zog ihm den 6. Julius 1568. den Tod zu. — Unmittelbar vor seinem Hinscheid soll er, wie Coelius II. Curio bezeugt, hievon sehr merkwürdige Vorahnungen gehabt haben.

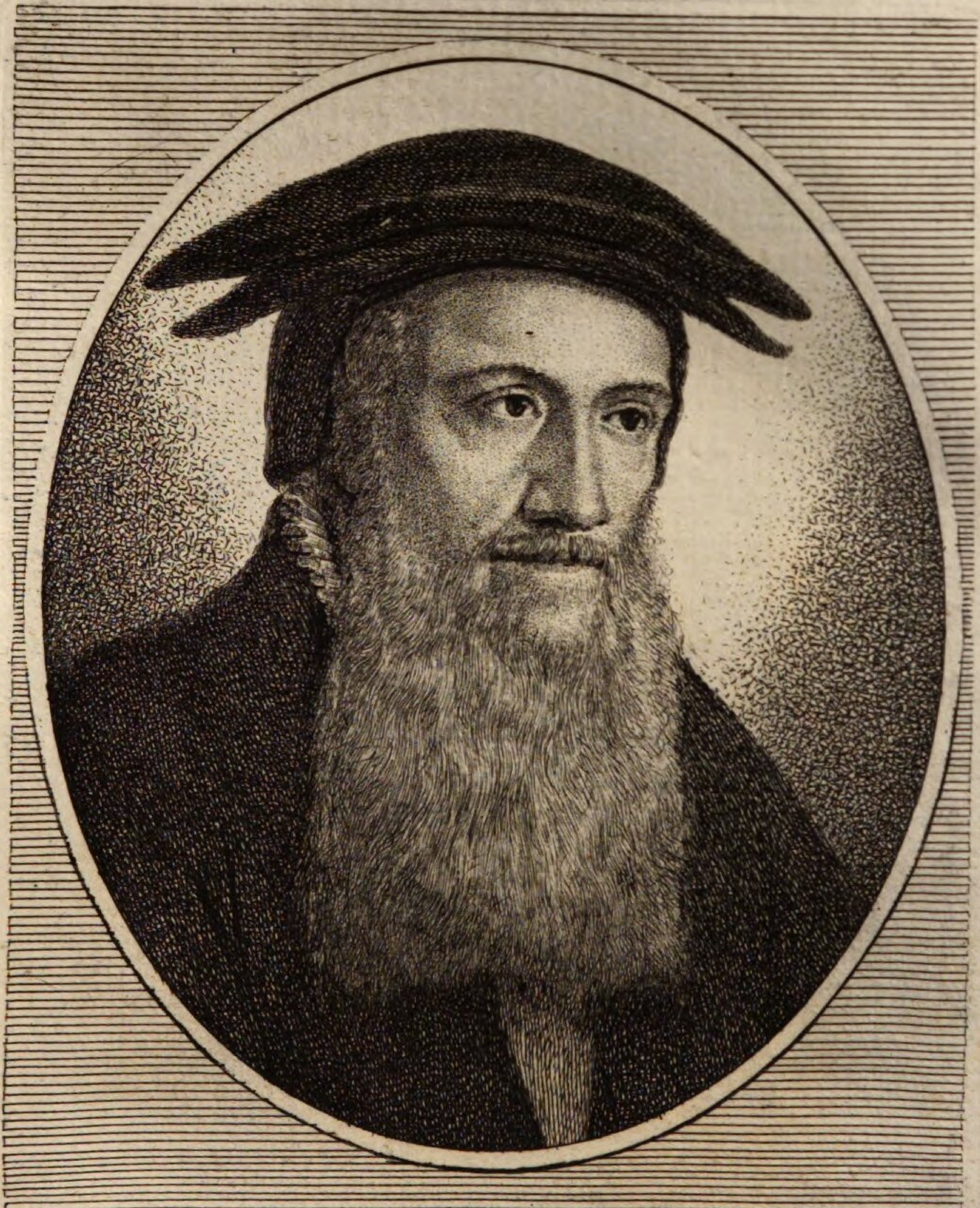
Wie sehr auch unter den Protestanten die Freyheit der Presse gekränkt und deßwegen Autor und Buchhändler in ihren Unternehmungen gehindert worden, hievon mag folgendes Schreiben des Oporins an D. Valentin Ampelander zum Beweis dienen. Dasselbe theilen wir zum Beschluß mit, so wie es uns aus dem handschriftlichen Thesaurus epistolaris Valentin Ampelanders und seiner Söhne mitgetheilt worden.

D. Valentino Ampelandro V. ecclesiæ Bernensis Ministro Oporinus. Bernæ XX. Febr. 1565.

S. Christianismum tuum, sive de Christi regno librum mihi inspiciendum exhibuit vidua

Hervagiana, quod in hujusmodi rebus neminem habet, cujus consilio tuto possit uti. Eum ego obiter inspexi: & quum nullum autoris nomen adjectum erat, & rerum dispositio simul ac dictio placebat, ipsum D. Musculum auctorem esse libri putabam, hortatusque sum viduam, ut Censoribus eum mitteret, dignum enim mihi videri librum editione, neque putare quicquam esse toto libro in quo offendi facile possent, nisi sub finem quod de Cœnæ negotio paucis aliquot paginis insertum est. Itaque audiemus & de illo Censorum judicium. Quod tamen in posterum moderatius fore spero post scriptas ad nostros D. Abrahami litteras, quas tamen ipsas voluissem minus acerbas atque dentatas fuisse. Profecto nobis hic non luditur de cassa nuce dum ab istis Aristarchis pendendum, aut prorsus functione nostra cessandum aut urbe cedendum est: quorum postrema duo ita nobis incommoda essent futura, ut quidvis potius quam hoc arripiendum esse nobis facile statueremus. **Der Tüfel hett vns mitt dem nüwen Bapstthumb beschissen**, quod libertatem Evangelii renovati doctrina primum vix partam prorsus evertit: ut in veteri Papatu jam plus libertatis sit, quam in reb. publ. evangelicæ doctrinæ restitutis.) Oro itaque te quoque mi D. Ampelander, ut

ab



CONRAD GESSNER.

H. Pinxit. H. Pf: fecit

ab D. Abrahamo placidiora tradas ad nos, sive D. Coccium Scholæ nostræ Rectorem impetres. Placari enim Vejoues illi, non irritari volunt. Et habet quævis respublica sua quædam, quæ vel mutari vel impugnari ab aliis, etiam meliora sentientibus, non semper æquo animo fert. Cæterum de opere tuo, sive Christianismo, cuperet vidua, scire quanti facias, & an aliquid ultra missos ad te libros, quorum catalogum in rationibus esse meriti invenit, expectes amplius. Forte enim, missa prius à te præfatione, cum à Censoribus adfuerit, & Dominus nobis vitam produxerit, de eo aliquando excudendo rectum consilium inibitur. Bene vale, & ignosce occupatiori, quam ut tales, quales cuperem, litteras scribere ad doctos homines possim. Basileæ. Febr. 1565.

Conrad Geßner.

Geßner ward im J. 1516. zu Zürich gebohren. Ungemein gerne hatte sich sein Großvater Johann Friccius, ein Prediger, mit der Botanik beschäfftigt. Auch dem Enkel flößte dieser

gleichen Geschmack ein. Je mehr die Botanik, damals wegen der entstandnen Kirchenzwisten ein nothwendiges Uebel, den Lebenspfad der Gottsgelehrten mit Dörnen und Disteln verflocht, desto mehr Ruhe und Frieden versprach sich der junge helvetische Plinius in den stillen Lustgefilden der Naturlehre. Da seine Eltern wenig begütert und ohnehin mit zahlreicher Familie belästigt waren, so nahm ihn der züricherische Professor J. J. Ammianus zu sich ins Haus, und gab ihm drey ganze Jahre lang Unterhalt. Bey Rudolf Collin empfieng er Unterricht in der griechischen Sprache und Litteratur, in der Vernunftlehre und in der Beredsamkeit.

Geßners Vater fiel in dem gleichen Treffen zu Kappel mit Zwingli. Damals hatte der Jüngling nicht mehr als fünfzehn Jahre, zugleich lag er krank an einem Anfall von der Wassersucht, wovon er sich allmählich wieder erholte. Da ihn die Mutter nicht länger zu unterhalten im Stande war, so entschloß er sich nach Straßburg zu gehen. Daselbst dienete er als Famulus bey Wolfgang Fabritius Capito; bey diesem erhielt er Unterricht in der hebräischen Sprache; um den Unterhalt desto besser zu finden, gab er Privatlectionen. Alles dieses nebst

einem kleinen Stipendium von Zürich reichte nicht hin. Anstatt sein Gehalt zu vermehren, wollten ihm die züricherischen Chorherren auch das wenige, so ihm zuerkannt war, wieder wegnehmen, wofern er nicht nach Hause zurückkehren würde. Nothgedrungen kam er allso zurück. Daselbst erhielt er das Gehalt wieder, mit Befehl zur Fortsetzung der Studien nach Frankreich zu gehen. Sein vormaliger Freund und Beförderer J. J. Amman glaubte in ihm Anlagen zur Arzneykunst zu bemerken und empfahl ihm dieses Studium. Er reisete allso mit Joh. Frisius, den er von dieser Zeit an brüderlich liebte, nach Bourges. Da auch da sein züricherisches Gehalt zu kurz war, so nährte er sich abermals durch Privatunterweisungen. So wenig klagt er sich über dies mühselige Geschäft, daß er es vielmehr als Uebung für seinen Geist ansah. Vorzüglich wählte er zur Erklärung unter den griechischen und Lateinischen Schriftstellern diejenigen, welche von der Naturlehre handelten. In seinem achtzehnten Jahre begab er sich nach Paris, dem Mittelpunct aller litterarischen Schätze. Indeß gesteht er selber, daß dieser gelehrte Ueberfluß seinen Geist schwankend gemacht habe. Die Früchte von solchem zerstreuten Sudieren in Vergleichung mit denjenigen, welche ein ausschwei-

fendes, gleichförmig anhaltendes Studium hervorbringt, scheinen jenen Früchten sinnlicher Ausschweifung in Vergleichung mit solcher zu gleichen, welche in gesetzlicher, ehelicher Verbindung erzeugt werden, mehrentheils übel gepflegt und verworfen. Wenigen gelingt es wie Geßnern, aus dem Labyrinth mit Ariadnens Faden glücklichen und sichern Ausgang zu finden.

Zu Paris gerieth er mit Steigern in genaue Bekanntschaft. Nachdem dieser zu Bern zur Würde eines Schatzmeisters gelangt war, erhielt er von Geßnern die Zueignungsschrift zu dem Anhang seiner Geschichte der vierfüssigen Thiere, welche zu Zürich im J. 1554. bey Froschauer gedruckt ist.

Von Paris gieng er über Holland nach Straßburg. Nun ward er von dem züricherischen Schulrath wieder nach Hause gerufen. Daselbst verheyrathete er sich als er kaum zwanzig Jahre alt war. Seine Gattin überlebte ihn, ungeachtet sie von täglichen Gichtern und von allerley Geschwüren unaufhörlich geplagt war. Ausser dem daß er von einer kränkelnden, verdrüßlichen Gattin vieles auszustehen hatte, sah er sich noch überdies in den Schulstaub niedergedrückt;

bey

bey allem dem war sein Schulgehalt sehr klein. Ob er gleich die meiste Zeit des Tages bey dem Donat zubringen mußte, so fand er nichts desto weniger immer noch einige Stunden zu seinen medicinischen Studien; diese verwendete er zur Verbesserung der Stadtapothecken. Solche unverdroßne Bemühungen vermochten endlich den Senat, daß er den Schuldienst aufgeben und mit Beybehaltung des bisherigen Stipendiums nach Basel gehn durfte, um daselbst seine Arzneywissenschafft zu erweitern. Da die vorzüglichsten Geheimnisse dieser Wissenschaft in den Werken der Griechen verwahrt lagen, so suchte er seine griechische Sprachkenntniß zu vergrössern. Um desto besser seinen Unterhalt und den Unterhalt seines Weibs zu gewinnen, unternahm er die verbesserte Ausgabe eines griechisch-lateinischen Wörterbuchs; dasselbe vermehrte er aus dem griechischen Wörterbuch des Phavorins. Indeß war auch sein litterarisches Leben nicht weniger als sein haüsliches mit Verdrüßlichkeiten begleitet. Ohne sein Wissen nämlich ließ der Buchhändler nur den einen Theil der geßnerischen Zusätze drucken; da derselbe bald hernach starb, so gieng der übrige Theil von Geßners Arbeit verloren. Auch ward aus Neid und Dummheit einiger Censoren, die sich gelehrt

dünkten, vieles ausgemärzt und verurtheilt, als wärs von Geßnern gewesen, da es doch dieser aus Phavorin, Hesychius, Suidas und andern entlehnt hatte. In nachherigen, wiederholten und vermehrten Ausgaben ward der Schaden vergütet.

Kaum war Geßner ein Jahr lang in Basel, so ward er von den Bernern als Lehrer der griechischen Sprache nach Lausanne berufen. Bey grösserer Musse edirte er nunmehr einige medicinische Schriften theils von ihm selber verfertigt, theils aus dem griechischen übersetzt. Nicht länger als drey Jahre blieb unser gelehrte Avanturier in Lausanne, als er schon wieder aus Antrieb des züricherischen Schulrathes seinen Lehrstul verließ. Seine unersättliche Wißbegierde zog ihn itzo nach Montpellier. Daselbst nahm er in anatomischen und botanischen Kenntnissen ungemein zu. Sonderheitlich sammelte er sich einen Schatz von Meer- und Wasserpflanzen, um derentwillen er im Jahr 1541. die Ufer des mittelländischen Meers besuchte. Bey dieser Gelegenheit gerieth er in Bekanntschaft mit Rondelet und Joubert. Sein Gefehrte auf der Rückreise war Leonhard Rauwolf, welcher wegen seinen botanischen Reisen so berühmt ist. Bey

seiner Zurückkunft in Helvetien machte Geßner einige physikalische Wallfahrten an die Ufer des Rheins und auf die benachbarten Gebirge. Wegen seiner medicinischer Verdienste ward er nunmehr zu Basel im fünf und zwanzigsten Jahr seines Alters mit dem Doctorhute beehret. Hierauf ward ihm in Zürich die Ausübung der Arzneykunst gestattet und zugleich der Lehrstul der Philosophie anvertrauet. Ununterbrochen stand er vier und zwanzig Jahre lang diesem Beruf vor. Während dieser Zeit edirte er von Jahr zu Jahr eine beynahe zahllose Menge Bücher in den verschiedensten Fachen. Bey allem dem fand er immer noch Zeit zu verschiednen litterarischen Reisen. Nachdem er die Seltenheiten der Natur auf den savoyischen Gebirgen studiert hatte, gieng er im J. 1545. nach Venedig. Daselbst borgte er aus dem Bücherschatze des kaiserlichen Gesandten Mendozza verschiedene griechische Codices, die er nach seiner Zurückkunft in Zürich, entweder zuerst, oder doch von neuem und mit seinen Anmerkungen herausgab. In demselben J. gieng er nach Augspurg, wo er beym Graf von Fugger mit dem nachherigen kaiserlichen Leibarzt Ammerfort an gleichem Tisch aß.

Bey seiner Heimkunft edirte er im J. 1545. seine Universalbibliotheck; nicht bloß ein unfruchtbares Bücherregister; sehr oft findt man darinn den Hauptinnhalt der angezeigten Werke; zuweilen Auszüge und Proben der Schreibart; auch Censuren der Kunstrichter. Da es indessen weit leichter ist, in einem solchen Werke Fehler zu finden, als ein solches zu schreiben; so darf es wenig befremden, wenn es hin und wieder Tadler gefunden.

Während daß diese Bibliotheck herauskam, arbeitete er eifrig an seiner Geschichte der Thiere, die er als ein andrer Aristot und zwar ohne Unterstützung eines Alexanders zu Stand brachte.

In der Zwischenzeit gab er bey Froschauer die theologischen Sammlungen der beeden Mönche Antonius und Maximus, die Aphorismen des Abt Maximus, die Institutiones des Theophils, und die Rede des Tatians, grossentheils aus Handschriften, und in Latein übersetzt, heraus. Bey allem dem vergaß er seiner Lieblingswissenschaft, der Arzneykunst so wenig, daß er zu gleicher Zeit ein Werkgen von den Purganzen und Brechmitteln edirte.

Im

Im J. 1549. war der letzte Band seiner Universalbibliotheck vollendet. Mit dem zwanzigsten Buch derselben, besonders der Arzneykunst gewiedmet, blieb er zurück, und war noch damit sechzehn Jahre lang als mit seiner Lieblingsarbeit beschäftigt. Ein ausserordentlicher Verlust, daß dieselbe niemals vollendet worden. Einigermassen mag diesen Verlust seine Ausgabe des Galenus und sein Fragment des Stobäus vergüten. Wenn auch in den geßnerischen Schriften hie und da die Anmuth und die Genauheit eines Klein, eines Linne oder Hallers vermißt wird, so muß man, ausser dem Unterschied des Zeitalters, besonders auch die haüslichen Unbequemlichkeiten in Betrachtung ziehn. Sehr naiv beschreibt er selber seine beschwerliche Lage. Am Willen fehlte es ihm gewiß nicht, seine Werke so vollkommen, als möglich, zu machen. Ausser den gelehrten Reisen, deren wir schon gedacht haben, machte er auch verschiedene Reisen durch Teutschland; da er aber nach Straßburg gekommen und auf dem Rhein nach dem Meer zu schiffen gesinnet war, trieben ihn die Flammen des teutschen Krieges wieder nach Hause. Auch seine kränkliche Leibesbeschaffenheit fieng an, ihn an fernern, weitlaüfigen Reisen zu hindern.

Ungefehr im J. 1552. war es, daß er unter verdecktem Namen und hernach mit Zusätzen unter eignem Namen seinen Thesaurus de remediis secretis herausgab.

Den Liebhabern der Botanik zu gefallen schrieb er zu Kybers Ausgabe des Hieronymus Tragus eine Einleitung von den botanischen Scribenten sowol unter den Griechen und Römern als unter den Arabern und den neuern Europäern. Der ungemeine Kredit dieses Werkes ermunterte den Buchhändler Richelius, daß er Geßnern Geld vorstreckte, um neue botanische Reisen in die Alpen zu machen, und die Kraüter derselben entweder selbst zu zeichnen oder zeichnen zu lassen.

Während dieser Zeit gab er auch eine Schrift heraus von den Bädern der Schweiz und in Teutschland. Ueberall verlor er keine Zeit, sich auch in der Ausübung als geschickten Arzt zu beweisen. Dadurch erwarb er sich im Vaterland das Amt eines Stadtarztes. Nunmehr ruhte er nicht, bis unter oberkeitlichem Ansehen die Aerzte der Stadt in eine Gesellschaft vereinigt wurden, die mit verbundenen Kräften die Gesundheit des Volks besorgten. Ausser einer Menge medicinischer chirur-

gischer Schriften gab er nun auch seinen Mithridates heraus die; erste Ausgabe ist, nach Teissier, vom J. 1558. Diese Schrift verbindt mit ungeheurem Sprachsatz sehr scharfsinnige Bemerkungen über die Philosophie der Sprachen. Auch zur Veredlung und Verfeinerung der teutschen Muttersprache findt man da lehrreiche Winke. „Wenn unser Idiom, sagt er, wenig zur Verfer„tigung harmonischer Gedichte geschickt ist, so „kömmts unter anderm daher, daß wir zu viel „einsylbigte Wörter und zu viel Mitlaute an „den Endungen haben; daher entstehn allzu„haüfige, mühsame Zwischenraüme und Klüfte „von einem Worte zum andern; auch können „weniger Cäsuren angebracht werden." Hierauf empfiehlt er, anstatt des Reims, reimlose Hendecasyllaben und Hexameter, wovon er von seiner eignen Arbeit Proben und Beyspiele anführt.

Im J. 1556. kam Geßners Aelian in Druck, auch schrieb er einige diätetische Abhandlungen und eine besondre Schrift gegen die abergläubische Beobachtung der Kalenderzeichen beym Aderlassen. So viel seine gelehrten Bemühungen als seine Krankenbesuche stürzten ihn in ein gefährliches Fieber; dasselbe griff zugleich sein Gehirn

an

an und schwächte den ganzen Körper. Nach lang anhaltendem Nasebluten ward nach und nach seine Gesundheit wieder hergestellt. Hierauf verwandte er alle Zeit und Kräfte auf Sammlung und Zeichnung der Kraüter. Im J. 1558. edirte er sein botanisches Schreiben an Guilandinus, ferner Antonins Betrachtungen, wie auch das vierte Buch seiner Geschichte der Thiere, welches die Historie der Fische beschreibt und dem Kaiser Ferdinand zugeeignet ist.

Je mehr Geßner von den Ausländern und besonders auch von dem Kaiser selber geschätzt wurde, desto mehr stieg auch sein Ansehn bey den Mitbürgern. Um diese Zeit ward ihm die Professur der Naturlehre anvertraut und damit zugleich sein Ansehen so vermehrt, daß er einen geraümigen Saal mit fünfzehn Fenstern brauchen konnte. In diese Fenster ließ er nach gewissen Klassen die Arten und Gattungen der Fische und andrer Wasserthiere in Glas mahlen. Auch hatte er sich ein vortreffliches Naturalien-Cabinet, besonders allerley Metalle, Mineralien, Edelsteine gesammelt. Der gröste Theil dieser Seltenheiten ward ihm von gelehrten Freunden besonders von Kenntmann geschenkt.

So

So groß indeß die Anzahl seiner Freunde und Verehrer geworden, so war doch auch hier die Eifersucht eine Begleiterin des Ruhms, da nämlich Geßner hie und da von Matthiolus abgieng, so ward er von diesem mißhandelt. In seiner Schrift de Aconito suchte er sich zu vertheidigen; aus mancherley Ursachen aber blieb diese Schrift lange zurück, bis sie endlich Caspar Wolf herausgab.

Das sitzende Leben verursachte Geßnern Nierenschmerzen; durch eigne Heilmittel wußte er sich gleichwol vor der Erzeugung des Steins zu verwahren. Auch suchte er Erleichterung durch Reisen. Bevor er eine neue Reise antrat, gab er im J. 1559. Hannac Schiffahrt heraus mit critischen Anmerkungen über die Gültigkeit dieses alten Denkmals.

Im J. 1559. ward er vom Kaiser Ferdinand, der sich auf dem Reichstag zu Augspurg befand, durch die kaiserlichen Leibärzte Alexandrinus und Amerfort zu einer Unterredung mit diesem gekrönten Beförderer der Gelehrsamkeit eingeladen und von demselben sehr gnädig empfangen. — Damit das Ende dieses Jahres nicht unfruchtbar hingehn möchte, übersetzte er noch des

Xenocrates Abhandlung von den Nahrungsmitteln aus Wasserthieren; diese Schrift begleitete er mit dem Buch des Janus Dubranus von den Fischen.

Im J. 1560. legte er nach dem Beyspiel seines botanischen Freundes, Didymus Obrecht in Straßburg, einen kostbaren und weitlaüftigen botanischen Garten an. In diesem Jahr spürte er neue Schmerzen in den Hüften; auch an dem rechten Knie litt er sehr stark; er konnte weder stehen noch sitzen, und schrieb nicht ohne Mühe. Die meiste Erleichterung fand er, wenn er das Knie im Rauch und Dampf von angezündeter aqua vitæ rieb und sich seiner eigner Brechmittel bediente; dadurch erhielt er auch Linderung von einem Geschwür, das unter der Hüfte ausbrach. Nach Verminderung der Schmerzen entstand eine Schwerfälligkeit in den Gliedern. Auf den Gebrauch der Bäder zu Baden befand er sich so wohl, daß er wieder zu gehen im Stand war. Im J. 1561. bediente er sich des bündtnerischen Bades, und es gelang ihm, mit dem Bürgermeister Tscharner von Chur auf die rhätischen Gebirge zu klimmen, um daselbst Kraüter zu sammeln. Zu dieser Zeit gab er den Valerius Cordus bey Richel in Straßburg

heraus.

heraus. Je mehr unser Geßner mit den Geheimnissen der Natur vertraut war, desto mehr gelangs ihm den Aberglauben des Zeitalters zu beschämen. Dieses that er unter dem verdeckten Namen des Conrad Boloresus Fridemontanus in der Geschichte und Erklärung des Blut- und Feuer-Regens, der sich in Teutschland gezeigt hatte.

Je mehr Geßner selber groß war, desto eifriger war er, auch andre zu sich zu erheben. Seinen Mitbürger, Josias Pictor Maler, Prediger zu Ellg, unterstützte er bey desselben Verfertigung eines teutschen Wörterbuchs. Dasselbe ward im J. 1561. bey Froschauer gedruckt; immer die hochteutschen Benennungen mit schweizerischen begleitet; ungemeiner Reichthum von Wörtern voll Anmuth und Stärke, welche seither verloren gegangen. In Conrad Geßners Einleitung zu diesem Werke sehen wir, wie wichtig diesem grossen Polyhistor das Studium der Sprache und besonders auch der Muttersprache gewesen. Zugleich gedenkt er eines andern Wörterbuchs von seinem ehmaligen Lehrer zu Straßburg, Peter Dasipodius. In diesem Zeitraum edirte Joh. Serranus zu Nürnberg eine Sammlung teutscher Synonymien. Um die Benennung

und Beschreibung der Thiere und Pflanzen hat Geßner grosse Verdienste. Am Ende der Einleitung zu dem malerischen Wörterbuch wünscht er, daß sich irgend ein Gelehrter zur Verfertigung einer teutschen Bibliotheck verstehn möchte. Zugleich anerbeut er dem Unternehmer seine zahlreichen Collectaneen über teutsche Schriften und Bücher, welche beyde seither verloren gegangen.

Im J. 1562. gab Geßner den Galen mit critischen Anmerkungen heraus, wie auch den Casseus mit Schneebergers, seines Mitbürgers, Anweisung zur Heilung der Pestseuche. In dem folgenden Jahr sah er sich genöthigt, mit seinem kranken Weibe wieder nach Baden zu gehen. Des Morgens trank er das Badwasser, Nachmittags bediente er sich des Bades, auch wusch er sich mit einem eingetauchten Schwamme das Haupt. Zum Zeitvertreib veranstaltete er eine Ausgabe von Xenophons Schrift de Venatione und von Ardoyns Büchern über die Giftarten. Auch schrieb er eine Epistel an den Engelländer Wilhelm Turner, um ihm von seinen bisher herausgekommnen Schriften Nachricht zu geben. Der Augspurgische Arzt Moibanus sandte Geßnern unmittelbar vor dem Hinscheid

scheid den commentirten und verbesserten Dioscorides, welchen nunmehr derselbe herausgab. Allen Gewinst von dieser Arbeit überließ Geßner Moibans Erben. Auf Verlangen edirte er auch eine neue und vermehrte Ausgabe von Cordus Werken, wie auch von Jodocus Willichins Magirica und die Schrift de Anima.

Im J. 1564. erhielt er durch Vermittlung der kaiserlichen Leibärzte den Adelsbrief, und zwar da er selbst keine Kinder hatte, für die Nachkommen seines Oheims, des Zunftmeisters Andreas Geßners. Zugleich erhielt er von dem Kaiser einige Bezoarsteine zum Geschenk, welche man damals für äusserst selten ansah. In seinem letzten Willen vermahnt er seine Verwandten, daß sie diese Ehre als Ermunterung zu allem Guten und besonders zu den Künsten und Wissenschaften betrachten. Zu diesem Ende hin legirte er 100. Gulden zu einem Fond für Studirende aus der Geßnerischen Familie, auch befahl er, daß die ganze Familie bey einem Liebesmahl sein Andenken feyre. Ungeachtet Geßners Leibesbeschwerden sich immer vermehrten, so gelangs ihm gleichwol nach wiederholter Badecur, daß er im J. 1564. einige Gebirge in dem Kanton Schweiz zu ersteigen im Stande

 war.

war. In diesem Jahr verlor er auch seine achtzigjährige Mutter; immer hatte er sie aufs zärtlichste gepfleget, und ungeachtet ihres hohen Alters gieng ihm ihr Verlust noch sehr nahe. Um diese Zeit kam die Pestseuche von Basel nach Zürich, von derselben wurden mehrere seiner Landsleute, unter anderm auch Theodor Bibliander hingerafft. Bey dieser Gelegenheit schrieb Geßner über die Beschaffenheit und Heilart der Pestseuche. Ungeachtet er selber unverdrossen die Kranken besuchte, blieb er doch dieses Jahr von allem Anfall der Krankheit befreyt. Indeß hielt ers für Vorahnung seines heranrückenden Todes, als ihm im Traume vorkam, er werde von einer Schlange gebissen, deren Biß er als Vorbot der Pest ansah.

Bey allem dem war er bey dem Krankenbette seines Bullingers so fleissig, daß dieser von der gefährlichsten Krankheit wieder hergestellt wurde.

So traurig als das vergangene Jahr sich geendigt hatte, so viel Freude brachte Geßnern der Anfang des J. 1565. Von Kentmann, Zwinger, Joachim Camerarius, Leonhard Rauwolf, ward er mit den größten Naturseltenheiten, besonders mit allerley fremden Pflanzen beschenkt.

Mitten

Mitten unter weit aussehenden litterarischen Entwürfen, unter welchen ihm die Historie der Pflanzen die angelegenste war, empfand er je länger je mehr, daß sein irdisches Leben zum Ende nahe. Den neunten Christmonat dieses Jahrs ward er von einer Krankheit angegriffen; auf der linken Seite gleich über dem Herzen zeugte sich eine kleine Beule; so gefährlich der Ort war, so wenig beunruhigend schien anfangs die Krankheit, da mit derselben weder Kopfschmerzen noch Fieber, noch andere Symptome verbunden waren; auch fühlte er keine grosse Schwachheit des Körpers und mußte nie liegen. Indessen betrog er sich selbst nicht; er rief seine Freunde zu sich, und schloß sein Testament. Einiges legirte er der Gattin, anders seiner Schwester Söhnen, zur Haupterbin erklärte er seine einzige noch lebende Schwester. Damit von seinen gelehrten Schätzen nichts verloren gehe, verkaufte er alles in billigem Preise an seinen ehmaligen Schüler und nunmehrigen Freund und Collegen Caspar Wolf. Mit diesem unterhielt er sich in seiner letzten Krankheit sehr oft von seinen litterarischen Arbeiten, besonders von seiner Pflanzengeschichte, die ihm am meisten am Herzen lag. Die übrigen Stunden brachte er mit seinen Seelsorgern Heinrich Bullinger

und Jos. Sinder zu. An dem fünften Tage nach dem ersten Anfall der Krankheit glaubte er einige Besserung zu spüren, und schickte die Freunde, welche des Nachts bey ihm wachen wollten, zur Ruhe. Um eilf Uhr aber empfand er sein schnell heranrückendes Ende. Er rief seinem Weib und ließ sich in sein Museum führen, wo er bald darauf in den Armen des Weibes sanft in dem Herrn entschlief, nachdem er nicht völlig funfzig Jahr gelebt hatte. Seine Leiche ward in dem Kreuzgang zum grossen Münster neben Joh. Frisius seinem Herzensfreund beygesetzt.

Ludwig Pfyfer. *

Derselbe ward im J. 1523. zu Luzern gebohren. Im J. 1553. trat er in französische Dienste. Durch Heldenthaten, deren die französischen Jahrbücher erwähnen, ward er zu den höchsten Kriegeswürden erhoben. Carl der IX. schlug ihn zum Ritter. Der Sieg bey Dreux oder Bleauville war grossentheils unserm Pfyfer zuzuschreiben. Hierauf erhielt er das Regiment des Obrist Tammans und ward Leutenant bey

der

LUDWIG PFYFFER *

Pf. fecit.

der Leibwache der hundert Eydgenossen. Im folgenden Jahr ward er abgedankt und bey seiner Heimkunft zum Landvogt in Willisau ernannt. Im J. 1566. ward er als eydgenössischer Gesandter an Kaiser Maximilian II. nach Regenspurg abgeordnet; bey dieser Gelegenheit ward ihm vom Kaiser sein ritterlicher Adel bestätigt. Im J. 1567. führte er dem französischen König Carl IX. sechstausend Mann eydgenössischer Hilfstruppen zu. Der junge König selbst, nebst seiner Frau Mutter und dem ganzen Hofe befanden sich in äusserster Gefahr, zu Meaux von dem Prinzen von Conde überfallen zu werden. Herzhaft und glücklich führte Pfyfer das königliche Haus mitten durch das feindliche Kriegesheer; noch vor Nacht langten sie unverletzt in Paris an. Tags darauf ward der siegreiche Obrist von dem König und von der königlichen Familie mit besondern Ehrenbezeugungen empfangen; auch sollte ihm und seiner Compagnie sogleich der Schlachtsold ausgetheilt werden: Pfyfer aber wollte diesen Sold eher nicht annehmen, bis er auch den übrigen Compagnien könnte bezahlt werden.

Im J. 1568. führte er dem jungen König abermal bey 10000. Mann zu; wichtige Dien-

ste leistete er in dem Treffen bey Jarnac, in der Belagerung von Chastelleraut, beym Entsatz von Poitiers, sonderheitlich auch in der Schlacht bey Moncontour. Im J. 1570. kehrte er in sein Vaterland zurück; einhellig ward er daselbst zum Schultheiß erwählt. — Im J. 1575. gieng er, zur Beglückwünschung Heinrichs III. als eydgenössischer Gesandter nach Frankreich. Diesem König führte er im J. 1576. sechstausend Mann zu, welche aber sogleich nach geschlossenem Frieden wieder abgedankt wurden. — Im J. 1577. beschenkte er das Collegium der Jesuiten in Luzern mit 30000. Gulden. — Im J. 1578. gieng er als erster Gesandter nach Savoyen, im J. 1580. als solcher zu dem Bischoff von Basel, im J. 1582. zu dem französischen König, Heinrich III. — Hierauf verließ er die Partey dieses letztern; im J. 1585. errichtete er, dem Papst und der guisischen Ligue zu gefallen, ein Regiment von 24. Compagnien, grossentheils aber gieng es durch Hunger und Seuchen zu Grunde. — Nicht wenig trug im J. 1586. Pfyffer zur Errichtung des Borromäischen oder güldenen Bunds bey, wodurch sich die catholischen Kantons zur Beschützung ihrer Religion genauer verbanden. Auch half er im J. 1588. zu Mayland den Bund beschwören, welchen einige Kan-

tons

LE FORT.

tons mit dem spanischen König Philipp II. geschlossen. Sehr eifrig war er für das Interesse sowol der spanischen Krone als der französischen Ligue bemühet. Noch im J. 1589. warb er für diese letztere zwey eydgenössische Regimenter. — Die Freyherrschaft Altishofen und den Edelsitz Wyher hatte er käuflich an sich gebracht. Ueberall war sein Einfluß so groß, daß ihm gemeiniglich der Name des Schweizerkönigs beygelegt wurde. Er starb den 16. März 1594.

Franz le Fort.

Ein Sohn Jacob le Forts zu Genf, welchen Kaiser Leopold I. mit allen seinen Nachkommen in den Reichs-Ritterstand erhob. Der junge le Fort war den 2. Januar 1656. gebohren. Im vierzehnten Jahr seines Alters begab er sich unter den eydgenössischen Truppen zuerst in französische und hernach in holländische Dienste; auch wohnte er unter dem Commando des Herzogs von Curland im J. 1674. und 1675. den Belagerungen von Grave und Dendermonde

bey.

bey. In letzterm Jahr erhielt er die Stelle eines Leutenants unter dem Regiment Werstin in russischen Diensten; über Archangel kam er nach Moscau; durch gefällige Bildung und edels Betragen, besonders auch durch seine Sprachkenntnissen gewann er die Freundschaft verschiedner Bojaren. Im J. 1677. erhielt er eine Infanterie-Compagnie; im J. 1678. heyrathete er die Tochter des Obrist Souhai. Im J. 1683. hatten die Strelitzen gegen den jungen Czaar Peter I. einen Aufstand erreget. Dieser hatte sich in das Kloster Twitsky geflüchtet; unter den Officiers, welche ihm zur Sicherheit zugegeben worden, befand sich auch le Fort. Bey dieser Gelegenheit gewann er das Wohlwollen des Monarchen so sehr, daß ihn dieser noch in gleichem Jahr zum Major und bald hernach zum Obristleutenant ernannte. Im J. 1685. ward ihm die Besorgung der Artillerie bey einem sehr wichtigen Unternehmen anvertraut. Im März 1692. ward er zum Obrist des ersten Regiments der Leibwache, im J. 1693. zum Generalissimus über alle Kriegsvölker zu Land und zu Wasser, im J. 1696. zum Vice-König von Novogrod und im J. 1697. zum ersten Staatsminister ernannt. Im gleichen Jahr befand er sich als Bevollmächtigter bey jener grossen Gesandtschaft an

verschie-

verschiedene europäische Höfe, bey welcher incognito der Czaar selber gegenwärtig gewesen. Auch führte er im J. 1696. die Belagerung von Asoph. Ungeachtet so vieler Mißgünstigen behielt er das unumschränkte Wohlwollen des grossen Monarchen bis an sein Ende, welches den 12. März 1699. erfolgte. Auf die erhaltene Nachricht von seinem Hinscheid eilte Peter der I. sogleich von Waroniz in 54. Stunden nach Moscau; mit Thränen des Danks und der Wehmuth balsamirte der erhabne Kaiser die Leiche des treuen Dieners, und ließ sie alsdann den 21. März mit ausserordentlichen Feyerlichkeiten bestatten. Bis an sein Ende blieb le Fort der reformirten Religion eifrig ergeben. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Heinrich; denselben hatte er als eilfjährigen Knaben nach Genf geschickt, um ihn daselbst in den Wissenschaften unterweisen zu lassen; noch war er zu Genf, als er das Unglück hatte, seinen Vater zu verlieren. Im J. 1701. kehrte er nach Rußland zurück; sogleich ward er vom Kaiser zum Hauptmann der Leibwache ernannt.

Ein Neffe unsers Franz, nemlich Peter le Fort, hatte sich ebenfalls im J. 1694. in russische Dienste begeben. Gar bald ward er, durch

Vermitt-

Vermittlung des Oheims, zum Obrist eines Garderegiments, zum Generalleutenant der russischen Armeen, zum Vice-Präsident des Kriegsrathes und endlich zum Vice-König von Astracan ernannt. Mehr als vierzig Belagerungen und Schlachten in Schweden, Polen, Persien und in der Türkey hatte er beygewohnt. Nach des Czaars Tod begehrte er seinen Abscheid; auf die rühmlichste Weise ward ihm dieser von der Kaiserin Elisabeth ertheilt. Hierauf kaufte er im Mecklenburgischen die Herrschaft Mollenhagen und Myren, woselbst er den 18. May 1754. gestorben.

In Voltairens Geschichte von Czaar Peter dem Grossen sind Nachrichten enthalten, die wir zum Beschluß im Auszuge mittheilen wollen:

Der Czaar, heißt es in dieser Geschichte, schenkte sein ganzes Zutrauen einem Fremden, jenem berühmten le Fort, aus altem, adelichem Geschlecht im Piemont, welches seit beynahe zwey Jahrhunderten sich in Genf niedergelassen und daselbst die vornehmsten Bedienungen bekleidet hatte. Den jungen le Fort wollte man in einem Kaufmannsgewölbe erziehen, allein sein

Genie

Genie wagte kühnere Schwünge; in seinem vierzehnten Jahre verließ er das väterliche Haus; vier Monate lang diente er als Kadet in der Citadelle von Marseille; von da kam er nach Holland, einige Zeit diente er daselbst als Freywilliger und ward bey einer Belagerung verwundet. Aller Orten, wohin die Hoffnung ihn führte, suchte er seither Beförderung; im Jahr 1675. gieng er mit einem teutschen Oberst, Namens Werstin, zu Schiffe; dieser hatte von Czaar Alexis, Peters Vater, den Auftrag, einige Soldaten in den Niederlanden zu werben und sie nach Archangel zu führen. Als man, nach überstandenen grossen Gefahren zur See, daselbst anlangte, so lebte Czaar Alexis nicht mehr; ganz hatte sich die Regierung verändert; Rußland war in Verwirrung; der Statthalter in Archangel ließ lange den Werstin, le Fort und den ganzen Haufen in dem aüssersten Elend, und er bedraüte sie mit Verweisung nach Siberien; ein jeder suchte sich, so gut er konnte, zu retten. In größtem Mangel begab sich le Fort nach Moscau und empfahl sich dem dänischen Residenten von Hoorn, der ihn zum Secretair annahm; hier lernte er die russische Sprache; einige Zeit hernach fand er Mittel und Wege, sich bey Czaar Peter darstellen zu

lassen.

lassen. Der alte Ivan war nicht der Mann, der ihm recht seyn konnte; dem Peter gefiel le Fort, und sogleich erhielt dieser eine Infanterie-Compagnie. Kaum verstand er den Dienst, er war kein Gelehrter, keine einzige Kunst hatte er aus dem Grunde studiert; allein schon hatte er viel gesehn, mit dem Talent richtig zu sehen; hierinn glich er dem Czaar, daß er alles seinem eignen Genie schuldig war. Ueberdies verstand er die teutsche und holländische Sprache, welche Peter als Sprachen der beyden Nationen lernte, die ihm zu seinen Absichten behilflich seyn konnten. Alles machte ihn bey dem Czaar angenehm; dieser ward ihm ganz zugethan; die Gunst desselben erhielt le Fort anfänglich durch Theilnehmung an den Lustparteyen, und durch des Günstlings Talente ward sein Kredit befestigt. Ihm ward das gefährlichste Unternehmen anvertraut, welches von einem Czaar gewagt werden durfte; dasselbe bestand darinn, sich in Verfassung zu setzen, eines Tags die aufrührerische und barbarische Militz der Strelitzen abzuschaffen. Den Großsultan oder Padisha Osman hatte es das Leben gekostet, da er eine Reformation der Janitscharen hatte vornehmen wollen. So jung als Peter war, so wußte er bessere Kunstgriffe als Osman zu finden. Schon

hatte

hatte er ein Regiment von fünftausend Mann, auf die er zählen konnte; dasselbe hatte einen Schottländer, Gordon, zum Obristen, und beynahe ganz bestand es aus Ausländern. Freylich noch nicht lange hatte le Fort die Waffen getragen, indeß fähig zu allem, übernahm ers, ein Regiment von zwölftausend Mann aufzurichten, und es gelang ihm; unter ihm dienten fünf Obriste; nunmehr sah er sich auf einmal zum General dieses kleinen Kriegsheers erhoben, und dasselbe war nicht weniger zur Bezwingung der Strelitzen als zur Bezwingung auswärtiger Feinde bestimmt. Der gröste Theil dieses Kriegsheeres bestand aus vertriebnen Hugenoten.

Der Czaar wünschte ein Bild des Krieges, ein Lustlager zu sehen. Es ward eine Festung erbaut; ein Theil von le Forts Truppen mußte die Festung verthädigen, ein andrer Theil mußte sie angreifen. Der Unterschied zwischen diesem Lustlager und den gewohnten Kriegsspielen bestand darinn, daß hier ein wirkliches Treffen geliefert wurde; in demselben wurden viele Soldaten verwundet und einige erschlagen. Le Fort hatte das Commando beym Angriff und erhielt eine beträchtliche Wunde. Durch solche blutige Spiele wurden die Truppen gestählt; indeß nicht

ohne lange Arbeit, auch nicht ohne langwierige Unfälle ward die Absicht erreicht. Mit diesen kriegerischen Feyerlichkeiten wußte Peter die Vorsorge für das Seewesen zu verbinden; gleichwie er auf einmal den le Fort zum Feldherrn erhoben hatte, so machte er ihn nunmehr zum Admiral, ohne daß er jemals ein Schiff regiert hatte. Indeß war er dem einen Geschäfte wie dem andern gewachsen. Nach und nach ward die Unabhänglichkeit der Boyarden abgeschafft; bisher hatten diese die baürische Miliz zum Krieg angeführt; das Kriegswesen glich ganz der Feudalverfassung der Franken, der Hunnen, der Vandalen und Gothen. Nunmehr ließ le Fort durch Holländer und Venezianer lange Schiffe, und unter anderm auch zwey derselben, jedes für dreissig Kanonen erbauen; vermittelst dieser Schiffe wußte er die Tartaren in der Crimm in Ordnung zu halten.

Nach dem Sieg über die Tartaren und Türken, wollte nun Peter sein Volk einmal abgehärtet zur Arbeit, auch bekannt machen mit den Empfindungen der Ehre. Sein Kriegesheer ließ er unter Triumphbogen in Moscau einziehen. Der Marschall Scheremetto, die Feldherren Gordon und Schein, der Admiral le Fort und

die

die übrigen Generalen giengen in diesem feyerlichen Zug vor dem Czaar her; der Czaar sagte, daß er noch keinen Rang bey der Armee habe, und belehrte so durch sein Beyspiel den Adel, daß man den Rang verdienen müsse, um ihn besitzen zu können.

Eben so wie Peter bey diesem Triumph hinter den Generalen hergieng, so erschien er auch auf seinen Reisen nicht anderst als im Gefolg seiner Gesandten. Diese Gesandte waren der General le Fort, der Boyard Alexis Gollovin, General-Kriegscommissair und Gubernator über Siberien, und Wonitsin, Diack oder Staatssecretair. — Ungeachtet der Czaar öffentlich aus politischen Ursachen grossen Pracht trieb, so blieb er doch für seine eigne Person weit von eitelm Prachte entfernt. Weniger frey blieb er von der herrschenden Neigung für schwelgerische Bewirthung. In einer Königsstadt von Teutschland vergieng er sich beym Gastmahl so sehr, daß er gegen seinen Günstling le Fort den Degen entblößte; indeß bezeugte er hierüber die gleiche Bereuung, welche Alexander über den Todschlag seines Clitus bezeugte; der Czaar bat den le Fort um Verzeihung; er sagte, wie wag ichs, meine Nation zu verbessern, da ich nicht einmal mich

selber verbessere? Der General le Fort, welcher dieser Anecdote in seinen Handschriften erwähnt, lobt weit mehr den Grund von Peters Character, als daß er die Ausschweifungen seiner Hitze bedauret.

In den Niederlanden arbeitete der Czaar als ein Schiffszimmermann; wenn er die Arbeit aufschob, so geschah es, um ganz ohne Ceremonial, im Haag oder zu Utrecht den grossen Wilhelm, König in England und Statthalter in Holland zu sehn. Bey der Unterredung der beeden Monarchen war, ausser le Fort, Niemand zugegen. — —

Samuel Werenfels.

Derselbe ward den 1. März 1657. in Basel gebohren. Sein Vater hatte sich als Professor und Pfarrer grosse Hochachtung erworben; seine Mutter, Margareth Grynäus, war ebenfalls von gelehrter Abkunft; von Jugend auf ward unser Werenfels, und zwar immer mit glücklichem Erfolge, den Wissenschaften gewiedmet.

Ausser

SAMUEL WERENFELS.
H. Pf. fecit

Ausser der Beyhilfe seines Vaters, genoß er den Unterricht eines Joh. Rud. Wetsteins, eines Joh. Zwingers und Lucas Gernlers. Nachdem der Jüngling öffentlich de Jesu Christo, unigenito Dei filio, disputirt hatte, ward er im J. 1677. in das Predigamt eingeweyht. Hierauf besuchte er die Schulen und Kirchen zu Zürich, zu Bern, zu Genf und Lausanne. Bey seiner Zurückkunft war er vom Fieber aüsserst entkräftet. Der Verfall seiner Gesundheit war Ursache, daß er die academischen Geschäfte den Pastoralgeschäften vorzog. Damals befand er sich mit Niclaus Gürtler und Jacob Bernoulli, seinen Altersgenossen, im vertraulichsten Umgang. In ihren täglichen Unterhaltungen übten sie sich in Auflösung allerley philosophischer und theologischer Fragen; — Uebungen, die sehr oft weit mehr als alle academischen Vorlesungen die Ausbildung des Geistes befördern.

Im J. 1684. übernahm er vicariatsweise den logischen Lehrstuhl. Zwey Jahre hernach ward er zum wirklichen Lehrer der griechischen Sprache ernennet. — Auf erhaltne Erlaubniß that er im J. 1686. eine litterarische Reise mit Friedrich Battier und Gilbert Burnet, welcher letztre nachher Bischoff von Salisbury geworden.

den. — Bey seiner Zurückkunft im J. 1687. erhielt er das rhetorische Lehramt. Seine Antrittsrede handelte de Oratore sacro. Hierauf schrieb er seine Abhandlung von den Logomachien. Im J. 1696. erhielt er die Professur der Controversen. In seinem Vortrag schränkte er sich auf die wesentlichsten Kirchenzwiste allein ein, und sie behandelte er mit Nachdruck und Würde. Seine polemischen Beschäftigungen veranlaßten ihn zu einer neuen litterarischen Reise, in der Absicht die Lehrer der römischen Kirche nicht bloß aus Schriften, sondern auch aus persönlichem Umgang kennen zu lernen. Im J. 1701. gieng er also mit seinem Bruder auf Paris. Unterwegs saümte er sich zu Neufchatel; daselbst gerieth er mit Osterwald, so wie in Genf mit Alphons Turretin in die innigste Freundschaft. In Lausanne hatte er mit Crousaz Bekanntschaft gemacht. — In Paris beobachtete er alles Merkwürdige. Daselbst genoß er den Umgang eines Malebranche, Montfaucon, Varignon und andrer Gelehrten. — Bey seiner Heimkunft ward er im J. 1702. dem academischen Senat einverleibet. Jahrs hierauf verlor er seinen Vater. Nach dessen Hinscheid erhielt er die Professur des alten Testamentes. In diesem Amt arbeitete er mit besonderer Herzens-

zens-

zenstheilnehmung an der Auslegung der Psalmen.

Verschiedene Academien, Franecker, Lewarden und andre suchten mit Versprechung grosser Gehalte unsern Werenfels an sich zu ziehen; allein theils seine schwächliche Gesundheit, theils die Bitten der baslerischen Academie, sonderheitlich auch die Zuneigung zu seiner Mutter hefteten ihn im Vaterland fest.

Im J. 1706. ward er zum Mitglied der englischen Gesellschaft de propaganda, und im J. 1708. zum Mitglied der königlichen Societät in Berlin erwählt. — Von Zeit zu Zeit machte er kleine Reisen nach Genf, Neuburg und anderstwo. Mit neuen Leibs- und Gemüthskräften kam er zurück, und durch solche Reisen gewannen seine Zuhörer mehr als sie verloren.

Im J. 1711. verlor er durch den Tod seinen Collegen, Joh. Rud. Wetstein, den er als Vater kindlich verehrte. Durch diesen Hinscheid erhielt er die Professur des neuen Testaments. — Im J. 1717. that er seine letzte Reise. Damals war er sechzig Jahre alt. Sein Körper ward je länger je schwächer. Er ward von

der Beschwerde öffentlicher Vorlesungen befreyt, und gab nunmehr in seinem Haus Unterricht, jedoch bey offener Thüre. Wöchentlich schränkte er sich auf drey Lehrstunden allein ein; indeß fuhr er bis ans Ende fort, so oft ihn die Reihe traf, die ordentlichen academischen Streitschriften zu verfechten; auch schlug er noch im J. 1721. das Rectorat nicht aus.

Mit Hintansetzung aller Controversen, beschäftigte er sich nunmehr ganz allein mit der practischen Theologie. Weit mehr war er bemüht, die Urtheilskraft seiner Schüler als ihr Gedächtnis zu üben. In vertraulichem Umgang wußte er ihr ganzes Herz zu gewinnen und ihnen die Tugend als letzten Zweck aller Aufklärung zu empfehlen.

Beynahe kein Prediger in den reformirten, eydgenössischen Kirchen, der nicht bey unserm Werenfels in diesen oder in andern Fällen Rath gesucht habe. Mit liebenswürdiger Höflichkeit empfieng er Besuche von Einheimischen und Fremden; nicht bloß Theologen, sondern Leute von jedem Rang und Stand strebten nach seinem Umgang; die Kirche, die Academie, die Regierung selber fragten ihn um Rath, und seine

Consul-

JOH BERNOULLI

H.Pf. fecit

Consultationen wurden immer für höchst brauchbar geachtet.

Er ward von einem gelinden Flußfieber befallen, welches nur durch sein hohes Alter tödlich geworden. Sanft entschlief er im 84. Jahr seines Alters, den 1. Junius 1740.

Seine sämtlichen Werke sind von Bousquet unter der Aufschrift Opuscula theologica, philosophica & philologica zu Genf und Lausanne zusammen gedruckt worden. Eine neue vermehrte Ausgabe wird im J. 1781. von Joh. Jac. Thurneysen, dem jüngern, in Basel geliefert.

Johann Bernoulli. *

Joh. Bernoulli ist den 7. August 1667. in Basel gebohren. Sehr frühzeitig schrieb er die Abhandlung über die Gährung. Bald hernach lösete er das Problem von der kleinen Kette auf, welches schon Galiläi aufzulösen versuchte. Fünf

* S. d'Alemberts Mélanges de Litterature, Tom. II. S. 14. f.

ganze Jahre beschäftigte er sich mit Untersuchung der kleinsten Dämmerung. Der Anfang und das Ende derselben, Morgens und Abends, trift in denjenigen Punct ein, wenn die Sonne sich achtzehn Grade unter dem Gesichtskreis befindt. Die Dämmerung währt also so viele Zeit, als die Sonne braucht, um sich auf achtzehn Grade über den Gesichtskreis zu erheben. In Absicht auf uns aber beschreibt die Sonne nicht immer denselben Zirkel; also braucht sie bald mehr, bald weniger Zeit, diese achtzehn Grade zu durchlaufen. Die Schwürigkeit besteht in Ausfindung desjenigen Tages im Jahr, an welchem die Sonne hiezu die wenigste Zeit bedarf. Zur Auflösung dieses Problems bediente sich Bernoulli eines sehr leichten Wegs, den er aber nicht bekännt gemacht hat. Vermuthlich war es der gleiche, dessen sich Maupertuis in seiner Astronomie der Schiffahrt bediente.

Ungefähr um gleiche Zeit war Bernoulli bemüht, die Logick durch geometrische Beyspiele zu beleuchten; für ihn war die Geometrie practische Logick.

Hierauf folgte der Versuch über die Bewegung der Muskeln. In diesem Versuch, durch

den

den er sich das Doctorat in der Arzneykunst erwarb, glänzt freylich der Geometer unter dem Anatomiker und Arzneygelehrten ungemein hervor; der Verfasser bedient sich der subtilsten Mechanik, um die Bewegung der elastischen Muskelfibern zu bestimmen.

Eine Zeit lang bereicherte er die Leipziger-Acta mit seinen mathematischen Aufsätzen. — Im J. 1697. erhob er sich zu dem Problem der Brachystochrone oder der Linie der schnellsten Bewegung. Mit metaphysischem Tiefsinn bewies der Geometer, daß, was vormals Parador schien, unter gewissen Umständen ein Körper die krumme Linie weit schneller als eine gerade Linie durchlaufen könne. Die Auflösung dieses Problems führte ihn zur Betrachtung derjenigen krummen Linie, welche einen Lichtkörper beschreibt, dessen Lagen von abwechselnder Dichtigkeit sind. — Als Bernoulli das Problem von dem schnellsten Fall oder der schnellsten Bewegung ausschrieb, erschienen endlich vier verschiedene Auflösungen. Die eine war von Newton, ohne Namen des Verfassers; sogleich errieth Bernoulli ex ungue Leonem, die Löwenklaue, wie er selber sich ausdrückte. Die drey andern waren von Jacob Bernoulli, dem Bruder unsers

sers Johann Bernoulli, von Leibnitz und von dem Marquis von l'Hopital.

Um die ganze Stärke seines Bruders und ehmaligen Schülers auf die Probe zu setzen, schrieb Jacob Bernoulli das Problem von den isoperimetrischen Figuren aus, welches unser Johann ohne Anstand beantwortete. Der Wetteifer beyder Brüder gränzte nahe an Eifersucht, und der ältere schien einigermassen empfindlich darüber, sich von dem jüngern, seinem ehmaligen Schüler, übertroffen zu sehn. Indeß erklärte dieser letztere selber seine eigne bisherige Auflösung für unvollständig.

Im J. 1697. gab er in den Leipziger-Actis die Berechnung der exponentiellen Grössen. Unter vielen andern Schriften, die er in dieses periodische Werk einrückte, ist besonders auch die Untersuchung merkwürdig, die er über den geringsten Widerstand eines festen Körpers in einem flüssigen Raum angestellt hat. Die Auflösung dieses Problems hatte Newton gegeben, allein den Weg, auf welchem er dazu gelangt war, verborgen gehalten; eine andre Auflösung von dem Herrn Fatio von Duillier ist ziemlich

verwor-

verworren. Auf eine weit leichtere und simplere Auflösung war Bernoulli gerathen.

Ganz besonders Aufsehn machte seine Abhandlung de nutritione. Da er in derselben das unaufhörliche Zunehmen und Abnehmen des Körpers, den Verlust der einen Theile und die Hinzukunft andrer Theile sehr scharfsinnig aus einander gesetzt hatte, so behaupteten seine Neider, daß diese Lehre dem Dogma von der Auferstehung höchst nachtheilig sey? Der Verfasser hatte wenig Mühe, einen solchen gehässigen Vorwurf mit helvetischer und geometrischer Freymüthigkeit von sich zu lehnen. Damals war er Professor der Meßkunst zu Gröningen. Sehr klüglich mischte sich die weltliche Regierung keineswegs in solche Controversen. Bernoullis ganze Rache, die er an seinen Verlaümdern nahm, bestand darinn, daß er in einer academischen Rede seinen guten Namen und seine Religion verthädigte. Indeß begnügte er sich, diese Rede zu halten, ohne sie in die Sammlung seiner Werke einrücken zu lassen. Unter seinen nachgelaßnen Papieren hatte man merkwürdige Denkmale seiner reinen Religionsgrundsätze gefunden.

Weniger wichtig war ein anderer Streit, den er sich über den Phosphor des Barometers mit einigen Gliedern der Pariser-Academie der Wissenschaften zuzog. Im J. 1675. bemerkte Picard, daß, im Dunkeln erschüttert, sein Barometer einen Glanz von sich gab, sonderheitlich von oben. Bey andern Barometern wurde diese Erscheinung nicht bemerkt. Nach wiederholten Versuchen fieng Bernoulli an zu vermuthen, daß die Verhinderung des Glanzes von einem kleinen Haütgen auf der Oberfläche des Mercurius herkomme, wie auch von der Luft, die etwann in dem Barometer zurück blieb. Hieraus schloß er, daß der Glanz in dem Barometer nur alsdann erhalten werde, wenn der Mercurius völlig rein sey, wenn er beym Eingiessen nicht durch die Luft hindurch dringe, und wenn der Raum oben in der Röhre vollkommen gut beschaffen seyn werde. Bey näherer Untersuchung glaubte die Academie diese Bedingnisse weder alle nothwendig, noch hinreichend. Einige Jahre hernach ward Bernoulli über seine Muthmassung von Hartsoeker, obschon mit schlechten Gründen, stark angegriffen; im J. 1719. verthädigte sich jener nicht ohne Hitze. Aus einer Abhandlung in den academischen Denkschriften vom J. 1723. scheint Bernoullis Hypothese begründet.

Im

Im J. 1705. hatte er seine vortreffliche Schrift de motu reptorio herausgegeben. In den academischen Denkschriften vom J. 1710. befindt sich von ihm eine Abhandlung über die Centralkraft, in welcher er die Auflösung eines Newtonischen Problems zu berichtigen bemüht war. Mit mehr Grund deckte er in eben diesen Denkschriften vom J. 1711. eine Irrung auf, deren sich der grosse Newton über die Ausmessung der Centralkräfte in widerstehenden Mittelpuncten schuldig gemacht hatte. In einer neuen Ausgabe der Newtonischen Werke, die damals herauskam, ward Bernoullis Berichtigung ohne weiters genutzt.

Im J. 1714. schrieb Bernoulli die neue Theorie der Bewegung der Schiffe. Diese Bewegung ist sonderheitlich auf die Gesetze des Widerstands der flüssigen Theile gegründet; diese Gesetze aber waren bisher noch wenig bekannt. Der Ritter Renau, der hierüber geschrieben hatte, entfernte sich von den ächten Grundsätzen; Bernoulli gab die wahre Theorie. Renau machte Einwendungen, und daher entstand zwischen ihm und Bernoulli ein eben so lehrreicher als freundschaftlicher Briefwechsel.

In

In dem gleichen Jahr 1714. gab Bernoulli sowol in den Pariser-Denkschriften als in den Leipziger-Actis seine Untersuchungen über den Mittelpunct der Schwingungen heraus. Diesen Mittelpunct der Schwingungen hatte Huyghens auf weitlaüftigen Nebenwegen gefunden; Jac. Bernoulli entdeckte einen natürlichern, aber beschwerlichern Weg; endlich gelang es unserm Meßkünstler, die simpelste Auflösung zu finden.

Der Streit zwischen Leibnitz und Newton über die Entdeckung des Differential-Calculs brach im J. 1715. mit grosser Heftigkeit aus. Beleidigt über den Verdacht, welchen die Engländer auf seine Bemühungen geworfen hatten, schrieb nun Leibnitz als eine Wette oder als eine Ausforderung ein neues Problem aus. * Nicht nur von Newton, sondern auch von andern englischen Meßkünstlern ward dasselbe ganz ohne Mühe aufgelöst; damit glaubten sie den Zwist wegen der Erfindung des Differential-Calculs zu Leibnitzens Nachtheil, und zum Vortheil der englischen Meßkünstler entschieden. Allein nach Leibnitzens Hinscheid im J. 1716. ward der Proceß gegen England von unserm Bernoulli fortge-

* Das Problem de trajectoriis.

fortgesetzt. Den Meßkünstlern dieses Reiches trug er das gleiche Problem vor; indeß unter noch weit schwürigern Bedingnissen als Leibnitz; die Engländer setzten Bernoulli andre Probleme entgegen. Von beyden Seiten bewiesen die Streiter, daß zuweilen eben sowol ein mathematisches als ein theologisches odium statt haben könne. Wenn in diesem gelehrten Wettstreit Taylor unsern Bernoulli an Mässigung übertraf, so ward hingegen in Absicht auf diese so seltene Tugend Keill von Bernoulli übertroffen. Vielleicht frägt man, wozu die Auflösung aller dieser tiefsinnigen Fragen gedient habe? Allenfalls könnte man sich mit der Antwort des Galiläi begnügen. Wozu dient wohl die Meßkunst? Hierauf antwortete er: Sie lehrt wägen, messen, zählen; sie wägt die Idioten, sie mißt die Dummköpfe und die einen sowol als die andern zählt sie. Indeß darf man auch sagen, daß die Meßkunst schon an sich selber, ohne Rücksicht auf andere Nutzbarkeit, ein inneres, wesentliches Vergnügen, eine höhere Vervollkommnung des Geistes gewähre. Eben so berühmt ist Archimed wegen seiner Untersuchungen über die Parabole und über die Spirallinien als wegen seiner Stäbe und seiner beweglichen Sphären. Ungeachtet die Werke eines Newtons und Des-Cartes eigent-

lich beynahe zu weiter nichts dienten, als zur Erweiterung des menschlichen Verstandes, so haben sie gleichwol einen grössern und daurendern Namen erworben, als so viele Erfinder der nothwendigsten, mechanischen Künste, weil mehrentheils diese weit öftrer vom Zufall als von ihrem Genie geführt worden. Bey allem dem darf man keineswegs vergessen, wie vielen Einfluß auch die tiefsinnigste Meßkunst auf Militar- und Civilbaukunst, auf Schiffahrt, überall auf die unentbehrlichsten, mechanischen Menschenwerke gehabt habe.

Im J. 1724. verfertigte Bernoulli seine Schrift über die Gesetze, nach welchen die Bewegung sich fortpflanzt und mittheilt. Diese Schrift erhielt grossen Beyfall von der Pariser-Academie, ungeachtet sie nicht gekrönt ward. Seither wurden von eben dieser Academie verschiedene seiner Abhandlungen gekrönet. Eine derselben vom J. 1730. ist merkwürdig, weil sie ein System vertheidigt, welches Newton schon lange zerstört hielt, das System, welches durch Wirbel die Beschaffenheit der Planetenkreise erkläret.

Im J. 1734. erschien Bernoullis Versuch über die Naturlehre des Himmels, ein philosophischer

phischer Roman. Um nicht allzuweitläufftig zu werden, müssen wir so viele seiner andern Bemühungen mit Stillschweigen vorbeygehn.

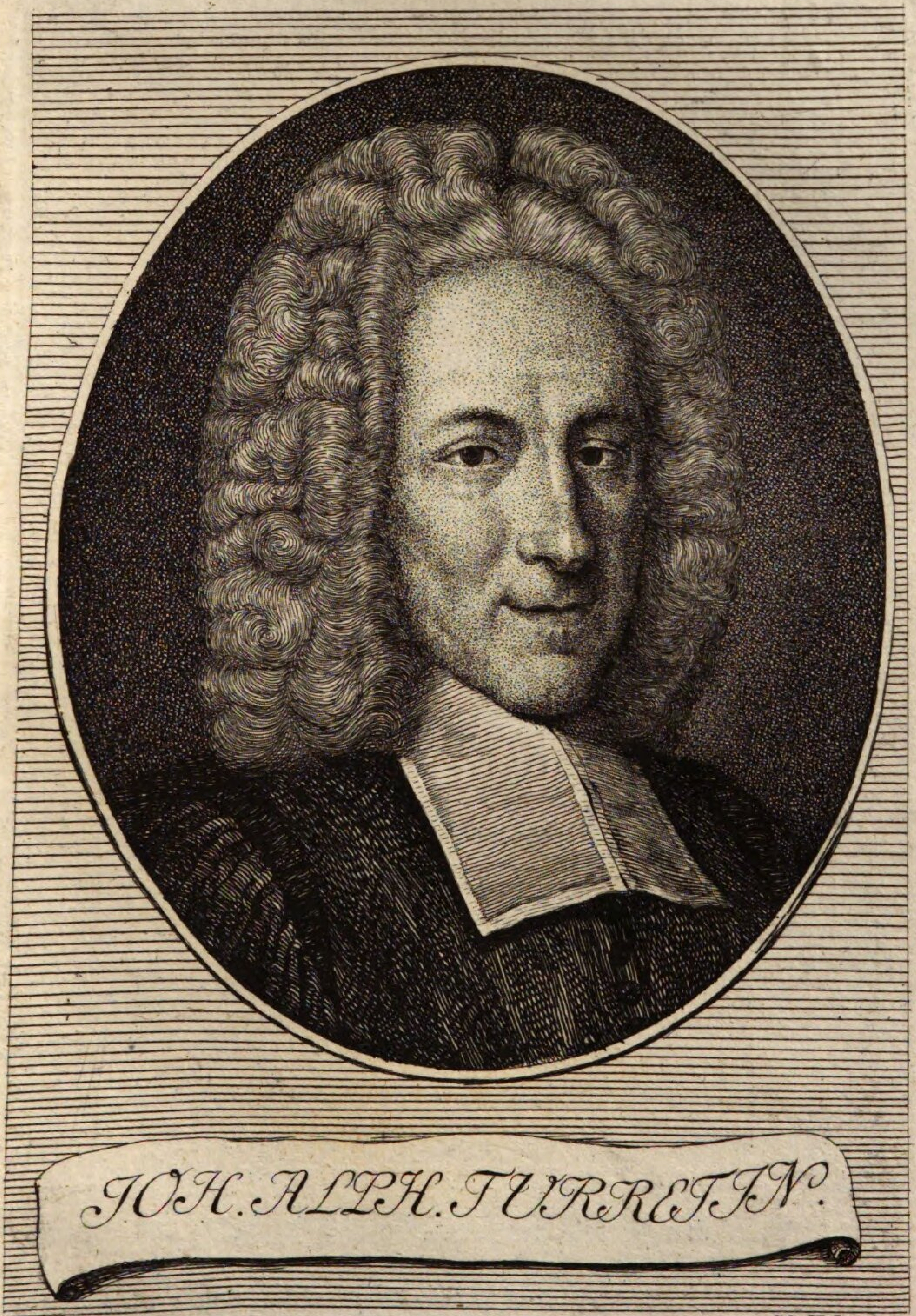
Ungeachtet er sehr frühzeitig ein entschiedenes Talent für mathematische Untersuchungen verrieth, so war er doch keineswegs unempfindlich für die Reize der schönen Litteratur. Von seinem Vater war er anfangs zum kaufmännischen Leben bestimmt; bey seiner unbezwinglichen Abneigung dagegen, ward er der Arzneykunst gewiedmet; ohne Zweifel daß diese es war, die ihn unvermerkt zur höhern Naturlehre und Meßkunst hinleitete. Zur Erholung verfertigte er zuweilen lateinische Gedichte. Schon im achtzehnten Jahre hatte er in griechischen Versen über das wichtige Thema geschrieben, daß der Fürst um des Volks willen da sey; ohne Zweifel ein Thema, welches von einem Patrioten besser in der vaterländischen Sprache hätte können ausgeführt werden.

Selten ist es, daß berühmte Männer eine ihrer würdige Nachkommenschaft zeugen. Unser Bernoulli aber hatte Söhne von vorzüglichem Verdienste; der einte hieß Nicolaus und starb sehr jung zu Petersburg, wohin er vom

Czaar berufen worden ware, und woselbst er eine der vornehmsten Zierden der neuen Academie gewesen. Der andre Sohn hieß Johann, Professor der Beredsamkeit in Basel, welcher verschiedene Preise bey der Pariser-Academie der Wissenschaften davon trug; der berühmteste von allen war Daniel Bernoulli. Im J. 1734. hatte er mit seinem Vater den academischen Preis getheilt, und seither sind für ihn diese Prämien zu einer Art von Jahrgehalte geworden.

Die berühmtesten Meßkünstler, J. B. Clairaut und Maupertuis, sind nach Basel gereiset, um sich die Einsichten des grossen Bernoulli zu Nutze zu machen. Ihm hat Europa die Bildung eines Eulers zu danken.

Im J. 1743. besorgte der verdienstvolle genferische Professor Cramer zu Lausanne eine vortreffliche Ausgabe der Bernoullischen Schriften. Dieselben sind dem preussischen Monarchen zugeeignet. Gegen die gewöhnliche Uebung ward in der Berliner-Academie öffentlich von ihrem Secretair Bernoullis Lobrede gehalten.



Gardelle, pinx. H. Pf., fecit

Johann Alphonsus Turretin. *

Um der Gewissensfreyheit willen hatten sich seine Voreltern, aus ansehnlichem Geschlechte von Lucca, nach Genf begeben. Unser Alphons war den 13. August 1671. gebohren. Schon im sechszehnten Jahr hatte er, den 28. Herbstm. 1687. den Vater, einen ebenfalls berühmten Gottesgelehrten, Franciscus Turretin, verloren. Die Philosophie studirte der junge Alphons bey Joh. Robert Chouet, welcher auf der Genfer-Academie zuerst anfieng, den Acker der Philosophie von den Dörnen und Disteln der Scholastik zu reinigen. Zwischen dem Lehrer und Schüler entstand gar bald die engste Verbindung, welche nur der Tod zu trennen im Stand war. — In der Theologie hörte Alphons den Philipp Mestrezat, den Benedikt Pictet und Ludwig Tronchin. Im J. 1691. gieng er auf Reisen. Im J. 1692. verthädigte er zu Leyden, unter Frid. Spanheims Vorsitz, eine Streitschrift de Pyrrhonismo pontificio, deren Bayle

F 3 in

* S. Alphons Turretins Lobrede von Ludwig Tronchin; Tempe Helvetica T. III. Sect. II. No. 3.

in seinem Wörterbuche mit Beyfall erwähnt. * Aus Holland gieng er weiter nach England. Daselbst lebte er einige Wochen in dem Haus des Bischoff Burnets zu Salisbury. Dieser empfahl ihn den gelehrtesten Männern, einem Lloyd, Whitby, Allix, besonders auch dem Wilhelm Wake, Erzbischoff zu Kantorbury. Mit diesen Männern unterhielt er hernach ununterbrochenen Briefwechsel, und von ihnen lernt' er die freyere Lehrmethode. Aus England begab er sich nach Paris und studirte bey Longuerue die arabische Sprache.

Im J. 1694. kam er in sein Vaterland zurück, und zwey Jahre hernach trat er in das Collegium der Stadtprediger; wegen schwächlicher Gesundheit aber wollte er kein ordentliches Predigamt über sich nehmen, ungeachtet er oft genug predigte. Im J. 1697. ward für ihn ein eigner Lehrstul der Kirchenhistorie errichtet. Zehn Jahre lang besorgte er das academische Rectorat mit ausserordentlichem Ruhm, den er sich unter anderm durch seine vortrefflichen Reden erwarb. Auch hatte er grosse Verdienste um die

* S. Bayle Wörterbuch im Artikel Franz. Turretin, wie auch im Artikel Nicole.

die öffentliche Bibliotheck. Im J. 1705. ward ihm das theologische Catheder anvertraut. Wenn wir seine Schriften betrachten, so leuchtet uns aus denselben das Bild eines guten Lehrers hervor, welches Paulus seinem Timotheus so schön vorgemahlt hat. Weit entfernt von unnützen Fragen und eitelm Wortgezänk, gieng sein Augenmerk immer auf practische Erkänntniß, die er eben so bündig als angenehm vorzutragen gewohnt war. Je grösser seine eignen Einsichten gewesen, desto mehr Nachsicht bewies er gegen Schwachheit und Irrthum; überall verbreitete er philosophische Duldung und christliche Bruderliebe; sonderheitlich war er eifrig um die Vereinigung der Protestanten bemühet.

So groß er als öffentlicher Lehrer gewesen, so helleuchtend war nicht weniger sein Vorbild, wenn wir ihn in jedem andern Verhältniß, als Mensch, als Freund, als Bürger betrachten. In seinen Reden, die er sowol vor dem Senate als vor dem Volk hielt, bewies er tiefe und ausgebreitete Staatseinsichten, und bey den bürgerlichen Unruhen gab er sich alle Mühe, die Eintracht wieder herzustellen.

In den letztern Lebensjahren hatte er mit öftern asthmatischen Zufällen zu kämpfen. Endlich starb er nach einem kurzen Krankenlager im 66. Jahr seines Alters, den 1. May 1737. und hinterließ einen einzigen, des Vaters würdigen Sohn mit seiner Wittwe, die ihm das ganze Leben hindurch seine weitlaüftigen und schweren Berufsgeschäfte durch zärtliche Vorsorge erleichterte.

Wenige Zeit vor seinem Hinscheid sind seine sämtlichen Werke in drey grossen Quartbänden zu Genf bey Barillot gedruckt worden. Der erste Band enthält die academischen Reden; die beeden andern Bände enthalten Betrachtungen und Dissertationen. Wie wichtig und gemeinnützig ihr Innhalt sey, mag folgendes Verzeichnis beweisen:

I. Von dem vielfachen Nutzen der heiligen Alterthümmer. 1697.

II. Bild eines frommen und wahrheitliebenden Gottesgelehrten. 1706.

III. Lobrede auf den König Wilhelm III. im J. 1702.

IV. Ueber

IV. Ueber die Gelehrsamkeit des XVII. Jahrhunderts und die heutigen Gefahren für die Litteratur. 1703.

V. Ueber die Verbesserung der Studien. 1704.

VI. Ueber die Eitelkeit sowol als die Furtrefflichkeit der Wissenschaften. 1705.

VII. Ueber die Verbindung der Gelehrsamkeit mit der Frömmigkeit. 1706.

VIII. Ueber die Vereinigung der Protestanten.

IX. Ueber die verschiednen Schicksale der christlichen Lehre. 1708.

X. Ueber die Leidenschaften, welche die Liebe zur Wahrheit ersticken. 1709.

XI. Fromme Wünsche für den Frieden Europens 1710.

XII. Von den Ursachen und Heilmitteln des verfälschten Christenthums. 1711.

XIII. Ueber die verschiednen Hauptpuncte der Gottesgelehrtheit.

XIV. Gedanken über die Religion.

XV. ——— über die Controversen, über den gesunden Menschensinn u. s. f.

XVI. Ob ungereimte, widersprechende Sätze geglaubt werden können?

XVII. Zwölf Abhandlungen über die natürliche Theologie.

XVIII. Sechszehn Abhandlungen von der Wahrheit der jüdischen und der christlichen Religion. — Diese sind von Vernet ins Französ. übersetzt worden.

XIX. Wie muß Christus gehört werden?

XX. Von den Fundamentalartikeln.

XXI. Von dem päpstlichen Pyrrhonismus.

XXII. Von den zeitlichen Vortheilen der Frömmigkeit.

Noch sind besonders gedruckt worden,

Academische Untersuchung über die Jubelfeste. 1701.

Nubes testium, d. i. Wolke der Zeugen zur Vereinigung der Protestanten. 1719.

Defen-

Défenſe de la Diſſertat. ſur les Articles fondamentaux, contre Mr. de Bionens.

Sermon ſur la Charité. 1696.

— — Sur le Jubilé de la Réformation de Zurich, ſur St. Jean XII. 35, 36.

— — Sur les Inconvéniens du Jeu, ſur Philipp. IV. 8, 9. 1727.

— — Sur le Jubilé de la Réformat. de Berne, ſur Pſeaume CII. 19-23. 1728.

— — Sur la loi de la liberté, ſur Jaques II. 12. prononcé en préſence des Seigneurs Repréſentans des L. L. Cantons de Zurich & de Berne. 1734.

— — Sur le Jubilé de la Réformat. de Genéve, ſur Apoc. III. 11. 1735.

Innbegriff der Kirchengeſchichte bis zum J. 1700. 1734.

Johann Jacob Scheuchzer.

Wie fremd und unerfahren man bis auf die Ankunft Scheuchzers in dem Studium der Natur war, können unter andern die noch häufigen Gespenster und Hexengeschichten beweisen, welche die helvetischen Jahrbücher dieses Zeitalters entweyhen. Noch den 9. May 1705. klagte selbst der zürcherische Kirchenvorsteher Klingler über einen solchen Dämon, der freylich hernach in Verhaft gesetzt und mit dem Schwerd hingerichtet worden. Ein solcher Poltergeist war es, der im J. 1700. zu Luzern zwo zürcherische Weibspersonen zu bekehren bemüht war. Im J. 1701. wurden acht Personen von Wasserchingen der Hexerey beschuldigt und in Zürich zum Tode verurtheilt. — Ohne Zweifel, daß nachherige, genauere Naturforschung das Meiste zur Vertreibung der Finsternisse des Aberglaubens beytrug; und um dieses Studium hatten die beyden Brüder, Johann Scheuchzer und Jacob Scheuchzer für ihr Zeitalter ungemeine Verdienste.

J. J. SCHEUCHZER.
Heidegger Pinxit.
Hpf: fecit.

Jacob Scheuchzer erblickte das Licht der Welt im J. 1672. — Im J. 1692. zog er auf die Academie nach Altorf, hernach weiter nach Utrecht. Im J. 1695. machte er seine erste Alpenreise. Dann gieng er wieder nach Altorf und Nürnberg. Daselbst genoß er Sturmens und Eimartens Unterricht und Umgang. Bey seiner Zurückkunft nach Zürich im J. 1710. ward er Stadtphysicus und Lehrer der Meßkunst. Im J. 1714. bekam er einen Beruf nach Petersburg. Die Sache kam vor Rath und wurde mit zwanzig Stimmen entschieden, wofern er den Beruf ausschlage und in Zürich bleibe, so sollten ihm seine Einkünfte verbessert werden; einige Zeit hernach erhielt er wirklich ein Canonicataus dem carolinischen Stifte. Daß er übrigens unter seinen Collegen wenige Freunde gehabt habe, betrift folgende Anecdote aus einem handschriftlichen Brief unterm 6. Jul. 1714. „Hr. Doctor „Scheuchzer — so schreibt Landschreiber Gwerb „an Landvogt Füßli, — „hatte eine weisse „Krähe, die flog ihm aus. Der Doctor stieg „ohne Schuhe auf das benachbarte Dach und „holte sie ein, jedoch nicht ohne Gefahr des „Lebens. Man sagt, wenn er todt gefallen „wäre, so hätten die Chorherren der Krähe „ein Leibding geordnet". In einem andern

Schrei-

Schreiben desselben Verfassers unterm 9. Sept. 1712. heißt es. „Vorgestern kam Herr Doctor „Scheuchzer mit dem glatten Kragen und dem „Degen in ein Convent. Diesen Aufzug woll„ten die Chorherren nicht leiden, sondern ihn „ausstellen; er aber blieb; sie zankten sich lan„ge; endlich ward das Convent aus einander ge„lassen, ohne geringste Berührung der Ge„schäfte." So kleinfügig und zugleich feindselig war die Denkart seiner Collegen, daß sie es wagten, Scheuchzers neue Lehren für profan, z. B. das copernicanische System für atheistisch und die schwammerdamischen Hypothesen für schlüpferig und libertinisch zu erklären. Um sich also nach dem Geist des Zeitalters und nach dem Geschmack theologischer Leser und Zuhörer zu bequemen, gab Scheuchzer seinen physischen und mathematischen Untersuchungen mehrentheils einen biblischen Zuschnitt; schrieb er z. B. Hiobs heilige Naturlehre, antediluvianisches Herbarium und Physica sacra. Einzelne Schriften von ihm findt man in den Leipziger-Miscellanien, in den Ephemeriden der Naturæ Curiosorum und in den Londner-Philosophical-Transactions. Sein brauchbarstes Werk sind die helvetischen Alpenreisen, welche Sulzer von neuem herausgab. In dem Entwurf des gelehrten Schweizerlandes erwähnt

Baltha-

Balthasar: Jacob Scheuchzer sey Willens gewesen, eine Bibliotheck der schweizerischen Schriftsteller zu liefern; durch seinen Tod aber sey die Arbeit in Stecken gerathen. Von ihm hat man auch die grosse schweizerische Charte; jedem der zweyhundert Rathsglieder ließ er ein Exemplar überreichen; dafür erhielt er von der Regierung ein Geschenk von 500. Gulden, also gerade so viel selbst an Werth waren.

Von beeden Scheuchzern hat man noch sehr wichtige Handschriften, z. B. von unserm Jac. die politische Reformationsgeschichte in Zürich vom J. 1713. An dieser Reformation hatte er selbst grossen Antheil. Mit edler Kühnheit wurden von ihm einige wichtige Abänderungen in den Grundgesetzen des Staates durchgesetzt. So sehr dem Anschein nach die Gelehrsamkeit auf Museum und Catheder eingeschränkt ist, so vielen Einfluß hatten nichts desto weniger zu allen Zeiten die zürcherischen Lehrer auf die Regierung; unter anderm vielleicht auch darum, weil sie nicht nur durch vertraulichern Umgang mit den grossen Römern und Griechen die Seele zum Gefühl der Freyheit erhoben, sondern auch weil sie vormals beynahe die einzigen, wenigstens die vornehm-

vornehmsten waren, die öffentlich mit Nachdruck sprachen und schrieben.

Wenn es indessen befremdet, den gelehrten Naturforscher Jacob Scheuchzer unter offnem Himmel auf dem Lindenhof an der Spitze des Volks zu sehn, so wird es nicht weniger befremden, ihn auf dem theologischen Kampfplatz zu finden. So sehr war damals noch Jedermann polemisch, daß auch dieser so tolerante Mann der Ausforderung eines päpstlichen Kirchenritters immer ausweichen konnte. Ein Jesuit von Luzern, Pater Joseph Sonnenberg, machte sich breit mit zwo (wie er sie hieß,) gehörten Schlußreden. Schriftlich forderte er Scheuchzern zur Widerlegung auf. Da dieser hiezu keine Lust hatte, unterstand sich der Jesuit im J. 1719. unter angenommenem Namen eines Chorherrn Fischmanns hierüber an den regierenden Bürgermeister in Zürich zu schreiben. Durch dieses ward der gute Scheuchzer zum Antworten verpflichtet. Es entstand ein weitlaüfiger Briefwechsel, woraus nicht weniger das menschenfreundliche vertragsame Herz unsers Scheuchzers als die Energie seines philosophischen Kopfes hervorstralt. Optassem sane, schreibt er unter anderm vom 3. Nov. 1719. ut non exacueretur serra

in

in re tam parvi momenti & ut Theologorum unus alterum ſuperare ſtuderet fide, caritate, bonis operibus. Credit quiſque ſibi, & pro eo, quod credit, rationem redditurus eſt Deo. Nach wiederholten Inſtanzen, fängt unſer Theologe, der es malgré lui geworden, nunmehr an, etwas unwillig zu werden. Ungemein aufgeraümt und witzig iſt ſeine unwillige Laune. Je paſſe, ſchreibt er, avec ſilence vos nouvelles invectives contre notre ſainte religion, lesquelles me font croire que vous êtes de l'ordre de controverſiſtes les plus querelleux & les plus inſatiables, je ne veux pas dire, pour ne pas perdre le reſpect, de l'ordre de ces oiſeaux qui ne vivent que de la rapine, ſachant bien, que Meſſieurs les Jéſuites n'ont ni becs ni cornes; car s'ils en avaient, perſonne ne ſerait ſûr: Je deſire pourtant de ſavoir, combien de milliers d'Hérétiques vous aurez déja converti? S'il ne reſte rien à convertir dans votre Catholiciſme, dans votre Province, dans votre Couvent, dans vous-même -- und weiterhin: l'Expérience me fait voir, que les controverſiſtes ne peuvent jamais ceſſer de faire des guerres, éloignés beaucoup de l'eſprit de notre Sauveur & des maximes douces de la Morale Chrétienne & d'une ſage Politique. Au bout du compte ils n'ont autre choſe à riſquer

que la réputation. Je suis persuadé qu'ils agiraient de même comme les Princes, qu'ils mesureraient mieux leurs pas, si pour chaque dispute ils risqueraient un pré, ou enfin un seul florin de leurs revenus &c. Dieser Briefwechsel währete bis ins J. 1720. bis endlich dem schwärmerischen Sonnenberg von dem Rector des Jesuiter-Collegiums, Dominicus Weck, das Stillschweigen auferlegt wurde.

Im J. 1733. starb unser Scheuchzer, und sein Name bleibt unsterblich. Die kaiserliche Academie der Naturæ Curiosorum, wie auch die königlichen Societäten zu Berlin und London waren stolz darauf, ihn zum Mitgliede zu haben.

Sein Bruder Johannes Scheuchzer war im J. 1684. gebohren. Nach Endigung der academischen Studien begab er sich in holländische Kriegesdienste; hierauf ward er Secretair beym Grafen von Marsigli; mit diesem reisete er nach Italien. Bey der Zurückkunft ins Vaterland übete er sich in der Mechanik und militarischen Baukunst; auch leistete er dem Kanton Zürich im J. 1712. als Ingenieur nützliche Dienste. Im J. 1720. ward er als Professor der Meßkunst nach Padua berufen; der Religion wegen

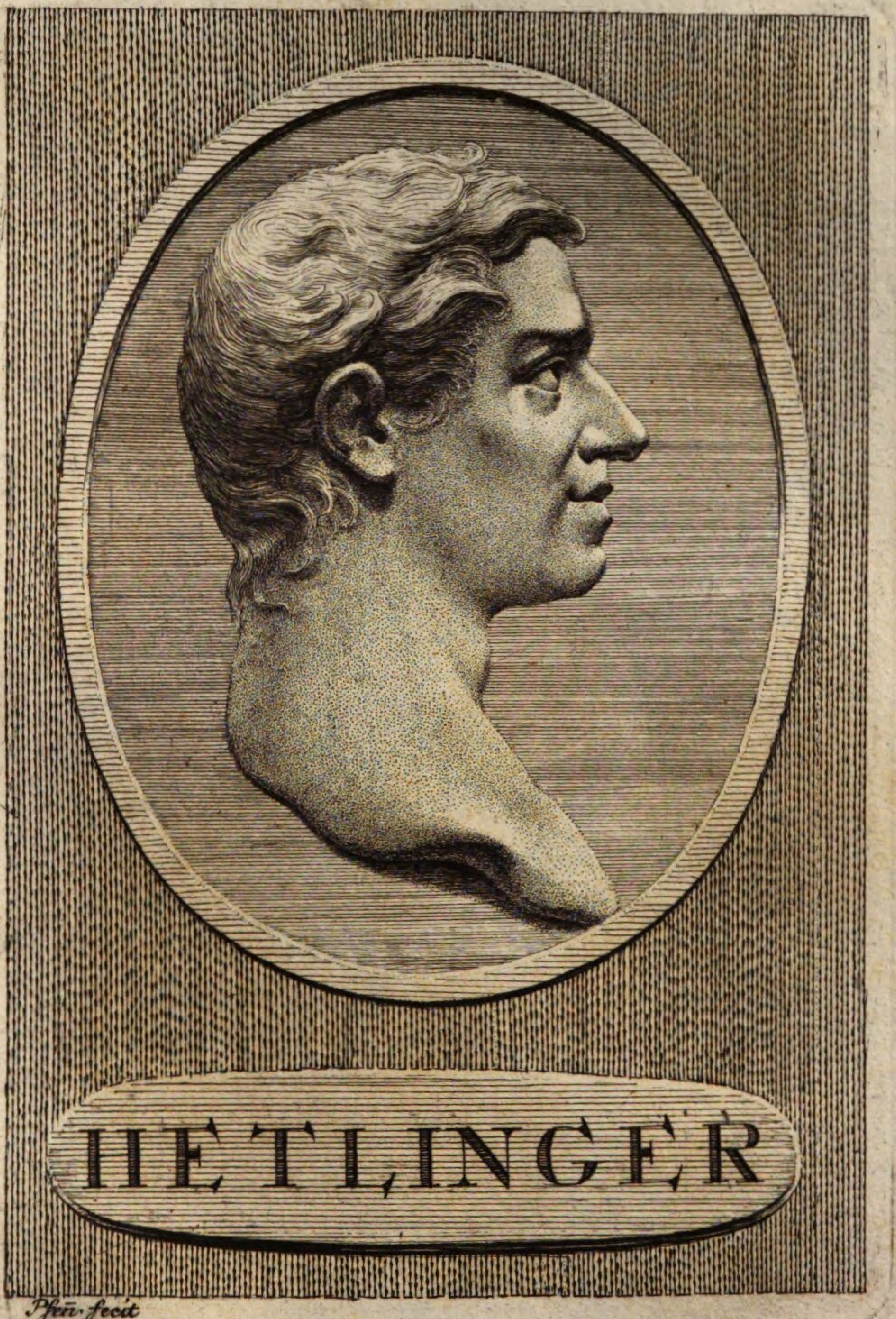
nahm

nahm er diesen Beruf nicht an. Nachdem er zum zweytenmale Holland, Frankreich, Italien, Teutschland durchreiset hatte, ward er im J. 1732. Landschreiber der Grafschaft Baden, im J. 1733. Professor der Naturlehre, Stadtarzt und Canonicus, an die Stelle seines verstorbenen Bruders. Ihm hat man unter anderm die historisch-critischen Anmerkungen über die Urkunden des Klosters Pfefers, die Abhandlung über die Baderwürfel, verschiedene andere Aufsätze z. B. über den Nutzen der Naturgeschichte in der Arzneykunst, über die Wassermeteoren, über den Ursprung der Berge, über die Sündfluth, über die figurirten Steine u. v. zu danken. Am wichtigsten sind seine Alpenreisen nnd die helvetische Agrostographie. Ungeachtet der damals in der Naturlehre noch herrschenden Vorurtheile verdienen nichts desto weniger diese beeden Scheuchzer alle Verehrung, daß sie es gewesen, welche zuerst in Zürich die Newtonischen Erfindungen ausbreiteten und mit der Fackel der Erfahrung den Dunstnebel aristotelisch-cartesianischer Grillen vertrieben.

Johann Karl Hettlinger.

Derselbe ward den 28. März 1691. im Kanton Schweiz gebohren. Das hettlingerische Stammhaus ist Hettlingen, eine Burg zwischen Ruetschweil und Neftenbach. Heinrich und Berchtold von Hettlingen waren adeliche Dienstleute des Kyburgischen Grafen Hartmanns des ältern im J. 1250. Nach Anweisung vorhandener Urkunden war unsers Hettlingers Ahnvater, Werner Hettlinger, im J. 1575. nach Schweiz gezogen. Sein Vater war Joh. Baptist Hettlinger und seine Mutter Anna Elisabetha Betschard. Im J. 1700. reisete er mit seinen Eltern nach Bollenz, wo sein Vater dem Bergwerke vorstand. Hier besuchte er mit seinem Bruder, der nachher als römischer Ritter, Patrizier, Pfalzgraf und Rath zu Schweiz starb, die italiänische Schule; manche Stunde borgte er, um seine Begierde zum Zeichnen zu befriedigen. Im J. 1708. kam er wieder nach Schweiz; daselbst trieb er die Stechkunst; ohne etwas von den gewöhnlichen Werkzeugen zu wissen, erfand er sich eigene.

Im


HETLINGER
Pfen fecit

Im J. 1709. kam er nach Sitten in Wallis. Bey dortigem Münzdirector Wilhelm Crauer versuchte er die Elemente des Grabstichels und der Punzen. Mit Crauern reisete er im J. 1710. nach Luzern. Daselbst übte er sich in der Goldarbeiterkunst und Juwelierkunst. Im J. 1712. machte er in dem einheimischen Krieg als Freywilliger die Campagne mit den luzernerischen Truppen. Alsdann fuhr er fort, zu Luzern, zu Mümpelgard, zu Pruntrut mit Crauern die erforderten Gepräge zu besorgen. Hier entstanden seine ersten Versuche in Schaupfenningen und einigen fürstlichen Bildnissen nach dem Leben.

Im J. 1716. gieng er nach Nancy. Hier ward er von dem Stempfelschneider des Herzogs Saint-Urbain weggewiesen. Also fieng er an, für sich selbst zu possiren; er wohnte bey dem herzoglichen Uhrmacher, der ihn Saint-Urbain empfahl. Im J. 1717. gieng Hettlinger für sich allein nach Paris. Mitten unter allen Zerstreuungen lebte er da sehr haushälterisch; er kannte keinen andern Zeitvertreib als die Betrachtung der Kunstwerke; auch hatte er keinen Umgang als mit grossen Künstlern, wie z. B. Rottier und Niclaus de Launay. Letzterer an-

vertraute ihm die Verfertigung einiger königlichen Schaumünzen. Achtzehn Monate hatte er in Paris zugebracht, als der Baron von Görz, auf Befehl seines Königs, eine Anzahl junger Künstler nach Stockholm berief. Ungeachtet Hettlinger eben nach England reisefertig gewesen, so entschloß er sich gleichwol, und zwar ohne Reisegeld und ohne einige Bedingniß, nach Schweden zu gehn. Karl XII. war damals in Norwegen. Hettlinger schnidt einen Stempel zur Probe im Gasthof; die Probe ward dem König zugesandt; schneller Befehl kam zur Befriedigung aller Forderungen des Künstlers; auch ward der junge Mann sogleich an die Stelle des verstorbnen, königlichen Medailleurs Karlstein gesetzet. Im J. 1718. lieferte Hettlinger zwo wichtige Schaumünzen, die eine auf das Ableben des Königs, die andre auf die Krönung der Königin Ulrica Eleonora. Im J. 1720. folgten zwo andre, die eine auf König Friedrich; die andre, nach Auftrag der Reichsstände, auf den Staatsminister Graf Horn. Jedermann war mit des Künstlers Arbeit zufrieden, nur der Künstler selbst nicht. Mit schöpferischem Aug durchlief er den Kreis der Alterthümer; er studirte jenen Kontour, der seine Züge auf die Spitze eines Haars setzt; das Genie der Alten hatte er nicht

weni=

weniger aus ihren Kunstwerken als aus ihren Schriften kennen gelernt. Er betrat einen neuen Pfad, indem er die Kunst der Alten mit neuen Allegorien vereinigte. Der Umgang mit dem Staatsminister, Grafen von Tessin, mit dem Baron von Hårlimann, mit dem Kanzleyrath Berch, mit dem fürtrefflichen, philosophischen Alterthumskenner Keder gab seinem Geist die völlige Reife.

Im J. 1723. schlug er den schmeichelhaftesten Beruf nach Petersburg aus. Mit Erlaubniß des schwedischen Hofes begab er sich im J. 1726. über Hamburg, Holland, Teutschland nach der Schweiz und nach Italien. Er traf in seinem Vaterland ein, eben da sein Bruder Hochzeit hielt, und sah bey dieser Gelegenheit seine künftige Gattinn zum erstenmal. Hierauf setzte er seine Reise durch Italien fort. In Neapel gerieth er mit Solimena in Bekanntschaft; in Rom mit seinem Landsmann Frey, und durch diesen mit Trevisani, Rusconi, Ghezzi und Ficaroni. In Rom verfertigte er die Schaumünze auf Papst Benedict XIII. dafür ward er von Sr. Heiligkeit mit dem Kreuze und mit dem Diplom des Ritterordens Christi beehret. Kurz vorher hatte ihn Kaiser Karl VI. für seine Schau-

münze mit einer güldenen Kette beschenket. In Venedig sah Hettlinger seinen alten, schwedischen Freund, des Marees, wieder. Von da gieng er weiter durch das Tyrol, durch Bayern, Schwaben und Franken nach Wien. An letzterm Orte gerieth er mit Gennaro in vertrauliche Freundschaft. Nach einer kleinen Reise gen Preßburg gieng er über Prag, Dreßden, Leipzig, Berlin, Hamburg, Coppenhagen nach Stockholm zurück.

Nach wiederherstellung von einer beynahe tödlichen Krankheit, gieng sein erstes Bemühen dahin, die chronologische, historische Reihe der schwedischen Könige in Schaupfenningen vorzustellen. Die eine hälfte, 28. Stücke, vollendete er selber; die andre, entworfne Hälfte übergab er zur Ausführung seinem Schüler, Daniel Fehrmann. — Hierauf lieferte er Münzen über die schwedischen Bergwerke, Handelsgesellschaften, Manufacturen u. s. w.

Im J. 1728. lehnte er einen sehr vortheilhaften Beruf des Königs von Polen in chursächsische Dienste von sich. — Die Czaarin Anna Iwanowna anerbot ihm im J. 1730. ein Jahrgehalt von 1000. Ducaten, ausser der besondern

Bezah-

Bezahlung seiner Werke: allein ihn, den kein Gold blendete, lockte auch diß Anerbieten von Stockholm nicht weg.

Um diese Zeit verfertigte er sein Bildniß auf einer Schaumünze, mit der Aufschrift ΛΛΓΟΜ. In diesem Stück erreichte er den höchsten Grad classischer Vollkommenheit; im Umriß Festigkeit ohne Härte; im Fleische Mürbigkeit ohne Weichlichkeit; mit freyem, ungezwungnem Falle der Locken, die gleich Wellen sich um seine Schläfe bewegen. — Dieses Stück gab er zuerst mit dem Revers einer Eule heraus, mit Minervens Egide und Lanze bewafnet. Nicht lange währte es, und dieses Kunstwerk ward durchgängig für ein griechisches Meisterstück erklärt. Endlich zeigte Hettlinger den vorgeblichen Alterthumskennern, daß sie ein schwedisches Wort für Griechisch angesehn haben. ΛΛΓΟΜ bedeutet Schlecht und Recht. Es war sein Wahlspruch, und sein Leben bewies, daß er demselben treu war.

Im J. 1735. begehrte ihn die russische Kaiserin Anna Iwanowna von dem König in Schweden. Er gieng nach Petersburg und verfertigte daselbst das Bildniß der Kaiserin zu allgemeiner Bewunderung. Nach beynahe zweyjährigem Auf-

enthalt in Rußland ward er von dem König in Schweden zurück berufen. Beym Abschied gab ihm die Czaarin ihre Schaumünze in Gold und Silber, und nicht ohne Widerwillen ließ sie ihn von sich. Er reisete hierauf zu Land in Schlafwagen bis nach Reval und von da, nicht ohne Gefahr, über das Meer nach Stockholm zurück.

Im J. 1739. reisete er, mit des Königes Bewilligung, über Stralsund, Mecklenburg, Hamburg, Hannover, Cassel, Frankfurt, Straßburg, in die Schweiz, um seine geschwächte Gesundheit durch die warmen Bäder wieder herzustellen. Hier opferte er dem Hymen und vermählte sich im J. 1741. mit Maria Rosa Francisca Schorno.

Um diese Zeit kam, nach dem Sturze des Regenten Herzogen von Byron, die Prinzessin Anna zur Regierung. Unserm Hettlinger that sie sogleich die günstigsten Anerbietungen, die er alle ausschlug. Ein Jahr hernach wurden sie von der Kaiserin Elisabeth wiederholt. Er schlug es aus, nach Petersburg zu gehen, stach sie aber doch nach einem zugesandten Bildniß.

Im

Im J. 1742. reisete er mit seiner Gattinn nach Berlin. Daselbst lehnte er ebenfalls den vortheilhaftesten Beruf von sich, um immer mit dankbarem, treuem Herzen der schwedischen Krone ergeben zu bleiben. Da aber seine schwächliche Gesundheit ihm die Rückreise nach Schweden unmöglich machte, so begab er sich in die Schweiz zurück, und lebte in philosophischer Einsamkeit zu Freyburg im Uechtland.

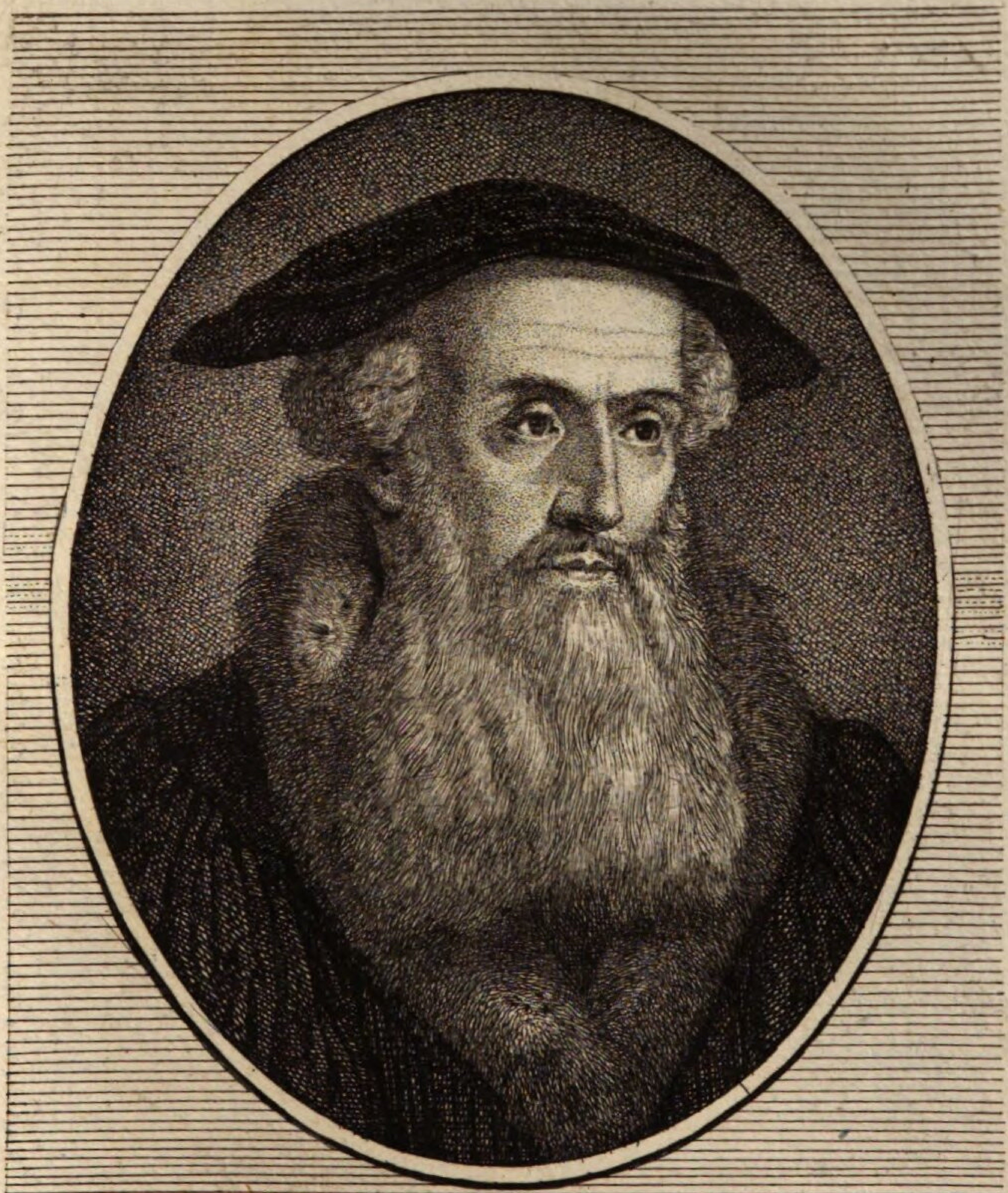
Im J. 1744. reisete er ohne seine Gattinn, seiner Geschäfte wegen, nach Schweden zurück. Durch unmässige Arbeitsamkeit aber und durch die Nachricht von den gefährlichen Gesundheitsumständen seiner Geliebten ward er beynahe zu Tode gequälet.

Im J. 1748. ward er zum Mitgliede der königlich-schwedischen Gesellschaft der Wissenschaften, und von dem König zum Hof-Intendenten erwählet. Nun aber dachte er auf seine Entlassung, die ihm gnädigst bewilliget wurde. Er füllte fünf Kisten mit seinem liebsten Kunstgeräthe; unterwegs giengen sie im Schiffbruch verloren. Er selbst kam im J. 1746. zu Freyburg glücklich bey seiner Gemahlin an. Mit ihr begab er sich nach Schweiz. Im sechsten

Jahr

Jahr seiner Vermählung gebahr sie ihm eine Tochter, die itzige Gemahlin seines Neffen, des Landammann Hettlingers. Im Jahr darauf reisete er nach Nürnberg. Daselbst verfertigte er die Schaumünze des Landgrafen Wilhelms von Hessen-Cassel, wie auch die Schaumünze der königl. preussischen Gesellschaft. Er bekam das erste Gepräg mit dem Diplom eines Mitgliedes. — Nach seiner Rückkehr in die Schweiz vollendete er die grosse Schaumünze des itzigen Königs in Preussen, ferner einen Schaupfenning auf die letztgefeyerte, einsiedelische Engelweihe und das Medaillon für den Kanton Bern. Nie aber hat er sein Grabeisen mit mehr Empfindung geführt, als da er im J. 1755. seiner ihm allzufrühe entrißnen Schorno durch eine Schaumünze ein Denkmal stiftete. Auch kann man nicht ohne Rührung das Medaillon auf seinen Freund Keder betrachten.

Mit den Jahren nahmen Hettlingers Fähigkeiten nicht ab. Sein König Georg II. in England, die Kaiserin Königin, Karl XII. König in Schweden, den er im 77sten Jahr verfertigt hat, sind hievon unverwerfliche Zeugen.



BULLINGER.

H. Pf: fecit.

In seinem Sitten=Character, wie in seinem Kunst=Character, waren Energie mit sanftem Wesen, Hoheit des Geistes mit Einfalt des Sinnes verbunden.

Ein raisonnirendes Verzeichniß der Hettlingerischen Schaumünzen hat Joh. Casp. Füßlin im dritten Band der helvetischen Künstlergeschichte geliefert. Auch sind aus dem Füßlinischen Werke obige Nachrichten entlehnet.

Heinrich Bullinger. *

Sein Vater, ein Priester, erzeugte ihn mit seiner Beyschläferin, Anna Widerkehr, zu Bremgarten im J. 1504. In der Jugend sah er sich von der Pestseuche an den Rand des Grabes geworfen. Nach der Genesung begab er sich im J. 1516. auf die Schule nach Emmerich im Herzogthum Cleve. Das Brod gewann er vor den Thüren mit Singen. Im J. 1520. ward er

* Sollte chronologischer Ordnung nach auf den Hans Holbein folgen.

er auf der Schule zu Kölln in das Collegium Bursæ Montis befördert. Beym Lesen der Evangelien und der Kirchenväter wie auch einiger Schriften Dr. Luthers gieng ihm ein neues Licht auf. Nunmehr stand er von dem Entschluß ab, Carthaüser zu werden, er kehrte nach Bremgarten zurück, woselbst er im väterlichen Hause die Studien fortsetzte. Im J. 1523. ward er Lehrer in der Klosterschule zu Kappel. Im J. 1525. wohnte er in Zürich einem Gespräch mit den Wiedertaüfern bey. Mit Erlaubniß seines Abts zu Kappel begab er sich im J. 1527. abermal für einige Monate auf Zürich, um sich daselbst in den heiligen Sprachen zu üben. Hierauf gieng er nach Basel. Daselbst edirte, ohne sein Vorwissen, Oecolampad seine lateinische Schrift vom Ursprung des Irrthums. Seither hatte Bullinger eine vermehrte Auflage geliefert. Zu Heidelberg ward diese Schrift ins Teutsche übersetzt. Er war es, der zuerst den Zwingli und Kapito auf den Ungrund der Lehre von der Brodverwandlung aufmerksam machte. Je schwächer ihm die Widerlegungen des Berengars schienen, desto geneigter war er der Lehre desselben. Grossentheils ihm hatte man die Reformation des Klosters Kappel zu danken. Aus Raache ward er von mehr als zwanzig Zu-

gern bey der Lorz unweit Baar, wo er badete, überfallen und rettete mit Mühe sein Leben. Die Abtey selber wurde von Mordbrennern umzingelt: allein durch oberkeitliche Abgeordnete von Zug und von Zürich ward ihr Anschlag vereitelt.

Im J. 1528. schwur Bullinger den Synodaleyd in Zürich. Im gleichen Jahr wohnte er einem Religionsgespräch in Bern bey? In eben diesem Jahr zogen, der Religionszwiste wegen, die Eydgenossen zum erstenmal gegen einander zu Felde; Bullinger diente als Feldprediger; bald wieder ward Friede gemacht.

Im J. 1529. predigte er in seinem Geburtsort zu Bremgarten so nachdrücklich, daß sogleich Tags darauf die Bilder und Altäre aus den Kirchen weggeschafft wurden. Er selbst ward in seiner Vaterstadt zum Pfarrer erwählt. Hierauf verheyrathete er sich mit Anna Adlyschwiler von Zürich, einer Nonne im Oettenbach. In seiner Liebeserklärung, die in Ulrichs Miscellanea tigurina eingerückt ist, herrscht eine liebenswürdige Naivität und Freymüthigkeit. In einem fünf und dreissigjährigen, friedlichen Ehstand

stand hatte Bullinger eilf Kinder, sechs Söhne und fünf Töchter, gezeugt.

In diesem Zeitraum artete der Freyheitssinn der Reformatoren bey den Wiedertaüfern in gesetzlose Ausschweifung aus. Nicht nur mündlich, auch in gedruckten Büchern bestritt Bullinger die Schwärmer. Gegen dieselben bewies er in einer eignen Schrift die Rechtmässigkeit der Zinse und Zehnten.

Nach dem fatalen Kappelerkrieg war er in seinem Geburtsort nicht länger sicher. Im J. 1531. zog er mit Vater und Bruder auf Zürich. Vier Wochen lang wurden sie von Werner Steiner aufs liebreichste beherbergt. Gleich nach ihrem Wegzug von Bremgarten wurde ihr Haus daselbst von den Papisten geplündert. Gar bald ward Bullinger, an Zwinglis Stelle, zum Prediger in Zürich ernannt. Durch Gefälligkeit gewann er die noch übrigen Anhänger des Papstthums. Ihm hat man die Ausgabe von Biblianders oder Buchmanns Schriftauslegungen zu danken. Die Niederlage der Züricher bey Kappel hatte der Bischoff zu Wien, Johann Faber, in einer besondern Schrift auf Rechnung des zürcherischen Irrgeists geschrieben. In einer

ner gedruckten Antwort zeigte nun Bullinger, daß weder Niederlage noch Sieg, weder Gewinn noch Verlust Probierstein von der Wahrheit seyn. Gegen Zwinglis Verlaümder hielt er in öffentlicher Kirchensynode eine Lobrede auf diesen grossen Reformator. Mit Genehmigung der Oberkeit traf er eine bessere Einrichtung der halbjährigen, zürcherischen Kirchenversammlungen. Auch war er sehr eifrig in Verbesserung des Schulwesens; den Studirenden verschaffte er Stipendien und zur Anordnung des Seminariums in der Abtey trug er das meiste bey. Mehrere Jahre lang arbeitete er an einem Vergleich zwischen den Protestanten, doch immer vergeblich. Für seine Zueignungsschrift bey dem Commentar über die Apostelgeschichte erhielt er vom Magistrate in Frankfurt zwölf Goldstücke. Dieselben übergab er dem Rathe; sogleich ließ sie dieser unter die Armen im Spitale vertheilen. Im J. 1534. ward Bullinger mit dem Bürgerrechte in Zürich beehret. Um eben diese Zeit kamen einige Engländer, Studirens wegen, auf Zürich. Dieselben wurden von Bullinger unterwiesen und beherbergt. Ihnen zu Gefallen schrieb er zwey Bücher, das eine vom Ansehn der heil. Schriften, das andre von der

bischöfflichen Würde; beyde eignete er König Heinrich VIII. in England zu.

Im J. 1538. bekam er an Caspar Großmann oder Megander einen hilfreichen Collegen. In eben diesem Jahr ward wegen Vereinigung der Protestanten eine Tagleistung der evangelischen Kantons in Zürich gehalten. Durch Einführung unbestimmter, zweydeutiger Redensarten glaubte Bucer das Schisma zu hindern. Bullinger hielts für Verrätherey an der Wahrheit, den Kirchenfrieden durch solche Kunstgriffe zu kaufen.

Immer noch verursachten die Wiedertaüfer grosse Unruhen. Hie und da wurden sie am Leben gestraft. Diese Strenge gegen Sectirer war aus der päpstlichen Kirche in die reformirte gekommen. Wegen ihrer Strenge wurden den Zürichern Vorwürfe gemacht. Im Namen der zürcherischen Stadt- und Landgeistlichkeit übergab Bullinger der Regierung hierüber ein theologisches Bedenken. * So streng seine Grundsätze sind, so unterscheidet er gleichwol zwischen bloß theoretischen Irrlehren und zwischen solchen,

wodurch

* S. Füßlins Beyträge zur helvetischen Reformationsgeschichte Th. III. s. 190.

wodurch bürgerliche Ordnung und Sicherheit in Gefahr gesetzt wird. In dem Werkgen de ritibut ecclesiæ tigurinæ fol. 25. sagt Ludwig Lavater: „ daß die Züricher am Leben niemand „ von den Sectirern gestraft haben, ausgenom„ men einige Wenige, die meineydig und auf„ rührisch gewesen. " Je mehr man den Mißbrauch der Reformationsfreyheit auf Rechnung der Reformatoren selber zu schreiben geneigt war, desto mehr sahn sich diese zur Unterdrückung der Schwärmer gleichsam genöthigt. Bullingers anscheinende Strenge liegt weniger in seinem persönlichen Caracter als vielmehr in dem Caracter der Zeiten. Zur ersten, eydgenössischen Glaubensbekänntniß, die im Jahr 1536. zu Basel herauskam, trug Bullinger viel bey; eben so hatte man ihm die Beylegung der Zwiste zwischen Farell und Calvinus zu danken. Die Hitze, womit Luther die zwinglianische Lehre anzuschwärzen gewohnt war, veranlaßten Bullingern, daß er im J. 1543. Zwinglis Schriften zusammen drucken ließ, und hernach im J. 1545. im Namen der zürcherischen Kirche eine eigne Antwort gegen Luthern herausgab. Im J. 1549. übergab er der zürcherischen Regierung ein Gutachten wider die Besuchung des vorgeschlagnen Conciliums; zugleich mißrieth er das Bündniß

mit Frankreich. Hierauf ward er von dem päpstlichen Legaten zu Venedig und von der Facultät zu Paris und Löwen in öffentlichem Drucke verketzert; das Urtheil der letztern Facultät wurde selber von Kaiser Karl V. bestätigt.]

Durch Briefwechsel sowol als durch persönliche Besuche entstand zwischen der englischen und zwischen der eydgenössischen Kirche die genauste Verbindung. Noch zeigt man auf der Stadtbibliotheck in Zürich die Briefe, womit ihn die Johanna Graja beehrte.

Grosse Verdienste hatte auch Bullinger um die zahlreichen Familien, die sich im J. 1555. der Religion wegen von Luggarus nach Zürich flüchteten. — Eben so diente sein Beystand im J. 1558. zur Beylegung der Kirchenunruhen in dem Kanton Glarus. — Im J. 1561. wurden zwischen ihm und Johann Brenz wegen der Allgegenwart des Leibs Christi viele Schriften gewechselt.

Im J. 1564. erholte er sich mit Mühe von einem Anfall der Pestseuche. Diese Seuche entriß ihm seine Gattinn nebst einer Tochter, und gleich im Jahr darauf noch zwo andre Töchter.

ter. Im J. 1565. ward er zum erstenmal vom Stein- und Nierenschmerzen geplaget. Bey allen diesen persönlichen und haüslichen Beschwerden behielt er immer mit Enthusiasmus die öffentlichen Angelegenheiten im Auge. Je länger je mehr ward die Zwinglische Lehre mißdeutet. Auch ein menschenfreundlicher Melanchthon enthielt sich nicht, dieselbe verdächtig zu machen. In einem Schreiben an Herzog Heinrich von Sachsen * wirft er den Zwinglianern vor, daß sie über die Gottheit Christi gefährliche Irrthümer hegen. Genauere Lehrbestimmungen und symbolische Bücher wurden also je länger je mehr, gesetzt auch, sie wären ein Uebel, jedoch ein nothwendiges Uebel, sowol um den Vorwürfen der Lutheraner und der Catholicken als auch um den Ausschweifungen der Schwärmer zu steuren. Gleichsam als hätten die Reformatoren zum voraus die widrigen Folgen allzuenger Lehrformen geahnet, giengen sie niemals als nothgedrungen an die Errichtung derselben. Nur auf dringendes Verlangen Churfürst Friedrichs III. von der Pfalz verfertigte Bullinger die helvetische Glau-

* S. Opp. Luth. Jenens. T. IV. wie auch Buchers Nachricht von dem Gespräch zu Marpurg in der Simlerischen Urkundensammlung, B. II. Th. II. Abschn. IV.

bensbekänntniß; gar bald ward sie an den meisten reformirten Orteu gutgeheissen und unterschrieben. Weniger waltete hiebey die Absicht, ein Gesetz vorzuschreiben, als öffentlich in einem Entwurfe den ächten Reformationsgeist zu zeigen. In einer französischen Nationalsynode zu Rochelle wurden im J. 1571. diejenigen verdammt, welche sich weigerten, bey der Erklärung des Abendmahls die Worte Substanz und substanziell anzuwenden. Bullinger hielts für Beleydigung der eydgenössischen Kirche; auch ruhete er nicht, bis Jahrs darauf in der Synode zu Nimes hierüber eine befriedigende Erlaüterung herauskam. Seither, besonders nach der Bluthochzeit zu Paris im Jahr 1572. nahm sich Bullinger der Reformirten in Frankreich mit väterlicher Theilnehmung an. Auch ward er von ihnen kindlich verehret. Unterm 7. Junius 1574. erhielt er von dem Prinz Conde eine schriftliche Abbitte wegen seines Ueberganges zum Papsithum. * In diesem Brief unterschreibt sich der Bourbonische Prinz als dienstwilligen Sohn, und Bullinger nennt er seinen Herrn und Vater. Mit verschiedenen Fürsten und Fürstinnen stand er in haüfigem Briefwechsel.

In

* S. Thuanus Hist. Lib. LIII. und Commentar. L. X. wie auch Miscell. Tig. Th. III. s. 202.

In den letzten Monaten seines Lebens hatte er mit grausamen Steinschmerzen zu kämpfen. Unerschüttert blieb seine Geduld. Den 16. August. 1575. berufte er die gesammte Stadtgeistlichkeit vor sein Krankenbett. Mit Thränen empfahl er ihnen die Angelegenheiten der Kirche; endlich ward er den 17. Herbstm. gleichen Jahres durch sanften Tod von allen Leiden und Schmerzen befreyet. — Er hinterließ einen Brief an die Regierung in Zürich, in welchem er derselben für alle empfangne Wohlthaten dankt und sie zur Beschützung guter Satzungen auffodert; zugleich empfahl er ihr Rudolf Gualter zu seinem Nachfahr.

Um so viel weniger haben wir nöthig, ein Verzeichniß seiner zahlreichen Bücher zu liefern, da selbige überall bekannt sind. Unter seinen in Handschrift hinterlassenen Werken müssen wir unter anderm seiner Züricher-Chronick in IV. Foliobänden; seiner Reformationsgeschichte, seines Tagbuches, seiner nachgeschriebenen Vorlesungen Biblianders ꝛc. erwähnen. Eine zahlreiche Menge seiner Briefe befinden sich in der kostbaren Briefsammlung Herrn Inspector Simlers.

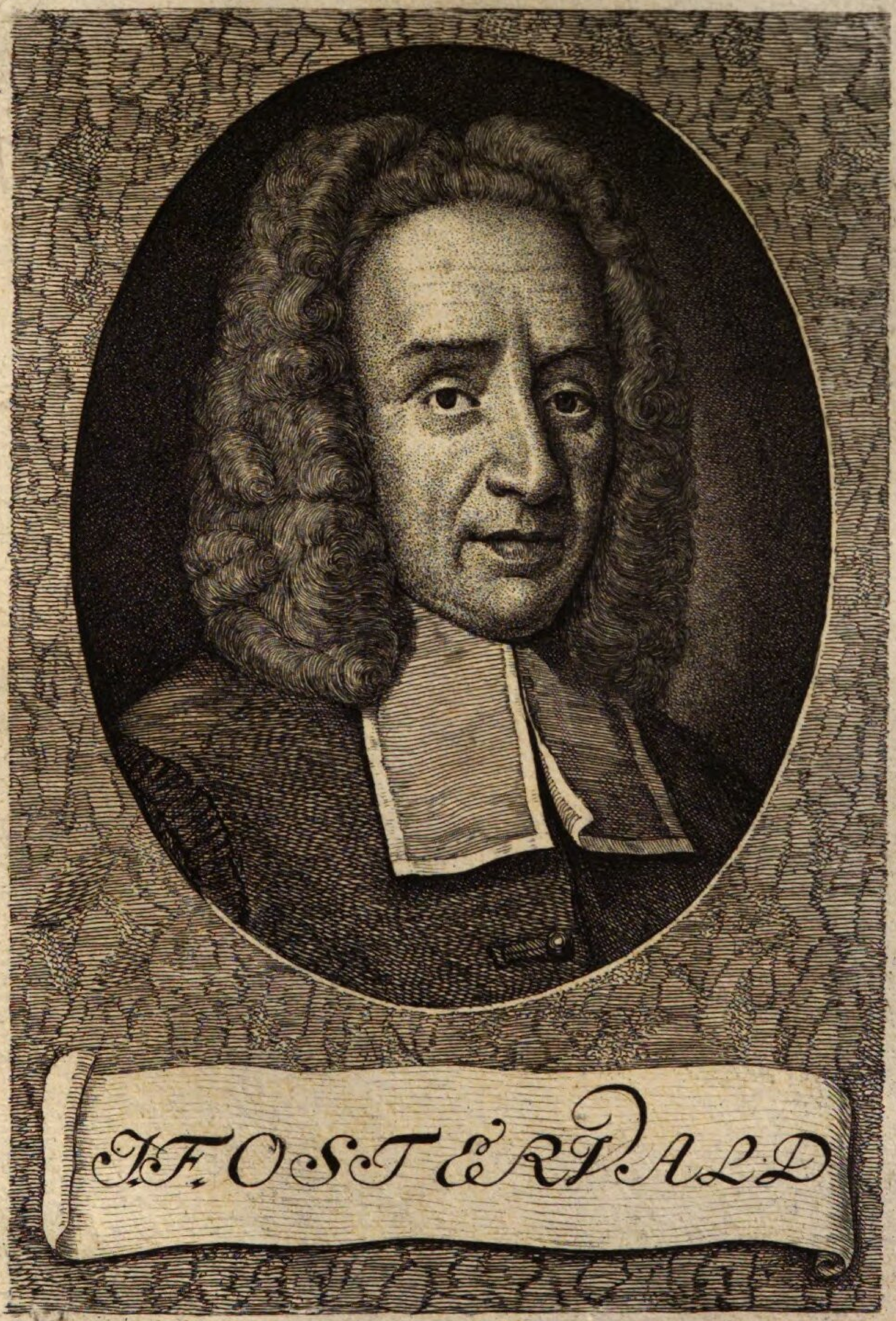
Johann Friedrich Osterwald. *

Derselbe war im J. 1664. gebohren. Die meiste Zeit seines vieljährigen Lebens hatte er zu Neufchatel im Predigamte zugebracht. Auf Befehl seiner Obern verfertigte er eine neue Ordnung für die neuenburgische Kirche. Nicht nur drang er fleissig auf das Schriftstudium, auch schrieb er Anleitungen zu nützlicher Lesung der heil. Bücher. Mit grosser Gelehrsamkeit verband Osterwald ungemeine Bescheidenheit, Duldung und Mässigung. Eben seine Friedliebe selber machte ihn des Indifferentismus verdächtig. Burnet nennt ihn einen der besten und vernünftigsten Gottesgelehrten. Turretin und Werenfels schätzten ihn ebenfalls sehr hoch. Letzterer schmückte sein Bildniß mit folgender Innschrift:

Hic Osterwaldi est levis umbra; o viva loquensque
Illius effigies Pastor ubique foret!
Desineret caussas corrupti quærere mundi
Auctor, forte suum supprimeretque librum.

In diesen Worten zielt der Poet auf Osterwalds Buch von den Quellen des menschlichen Verderbens.

* Sollte nach Samuel Werenfels eingerückt seyn.


J.F. OSTERVALD

derbens. Kaum zween Monate war es seit Erscheinung dieses Werkes, und schon mußte eine zwote Auflage veranstaltet werden; bald hernach erfolgte die dritte zu Amsterdam im J. 1700. auch ward dieses Buch in die teutsche, holländische, englische Sprache übersetzt. So wohl dasselbe überhaupt aufgenommen worden, so fand es doch immer noch hie und da seinen Tadler. Philipp Naudäus der Aeltere schrieb dagegen einige Anmerkungen, die er seiner Untersuchung zwoer Schriften von la Placette beygefügt hatte, für Osterwalden gieng hierauf in Handschrift eine Apologie hervor. Diese ließ Naudäus im J. 1716. mit seiner Antwort drucken. Osterwald selber beobachtete friedliches Schweigen. Ihn beschuldigte auch Alethophilus in der Theologia mystica vera, daß er die mystischen und fanatischen Lehrsätze nicht genung unterschieden und daher jene in schwärzerm Licht vorgestellt habe.

Von Osterwalds vortrefflichem Catechismus sind sehr viele Ausgaben und Uebersetzungen gemacht worden. * In den Ausdrücken und Re-

* Walchs Introduct. in libros symbolicos eccl. luth. S. 650. Buddeus Isagoge, S. 342.

densarten fand die Geistlichkeit zu Bern und Basel vieles zu tadeln. Auch gegen den osterwaldischen Catechismus ließ sich Naudäus ins Felde. Ludwig Combes sammelte in einer eigenen Schrift alle osterwaldische Sätze, die ihm von dem reformirten Lehrbegriff abzuweichen schienen. Ungeachtet dieser Mißdeutungen erhält sich der Catechismus in dem verdientesten Ansehn.

Im J. 1707. gab Osterwald die Warnung gegen die Unreinigkeit heraus, die ebenfalls mehrmal aufgelegt und übersetzt worden.

Im J. 1713. erschien seine Liturgie. Der Innhalt und die Betrachtungen über die Bücher und Kapitel der Bibel wurden das erstemal im J. 1720. zu Neufchatel, das zweytemal und vollständiger im J. 1722. zu Genf herausgegeben. Schon vorher war eine Kopey in die Hände eines Engländers gefallen; dieser ließ das Werk, ohne Osterwalds Vorwissen, ins Englische übersetzen und im J. 1716. zu London herausgeben. Im J. 1724. folgte auf dieses Buch Osterwalds französische Bibelausgabe in Folio.

Im J. 1722. hatte unser Verfasser zwölf Predigten herausgegeben.

Weren=

Werenfels gab ein Bedenken über die Vereinigung der Protestanten heraus, welches von Osterwald ins Französische übersetzt worden.

Noch werden andre Schriften unserm Osterwald zugeschrieben, die er aber entweder nicht für die seinigen erkennt, oder die unvollendet, ohne sein Vorwissen, von seinen Schülern gedruckt worden. Unter diese gehören:

Compendium Ethicæ Christianæ. London 1727.

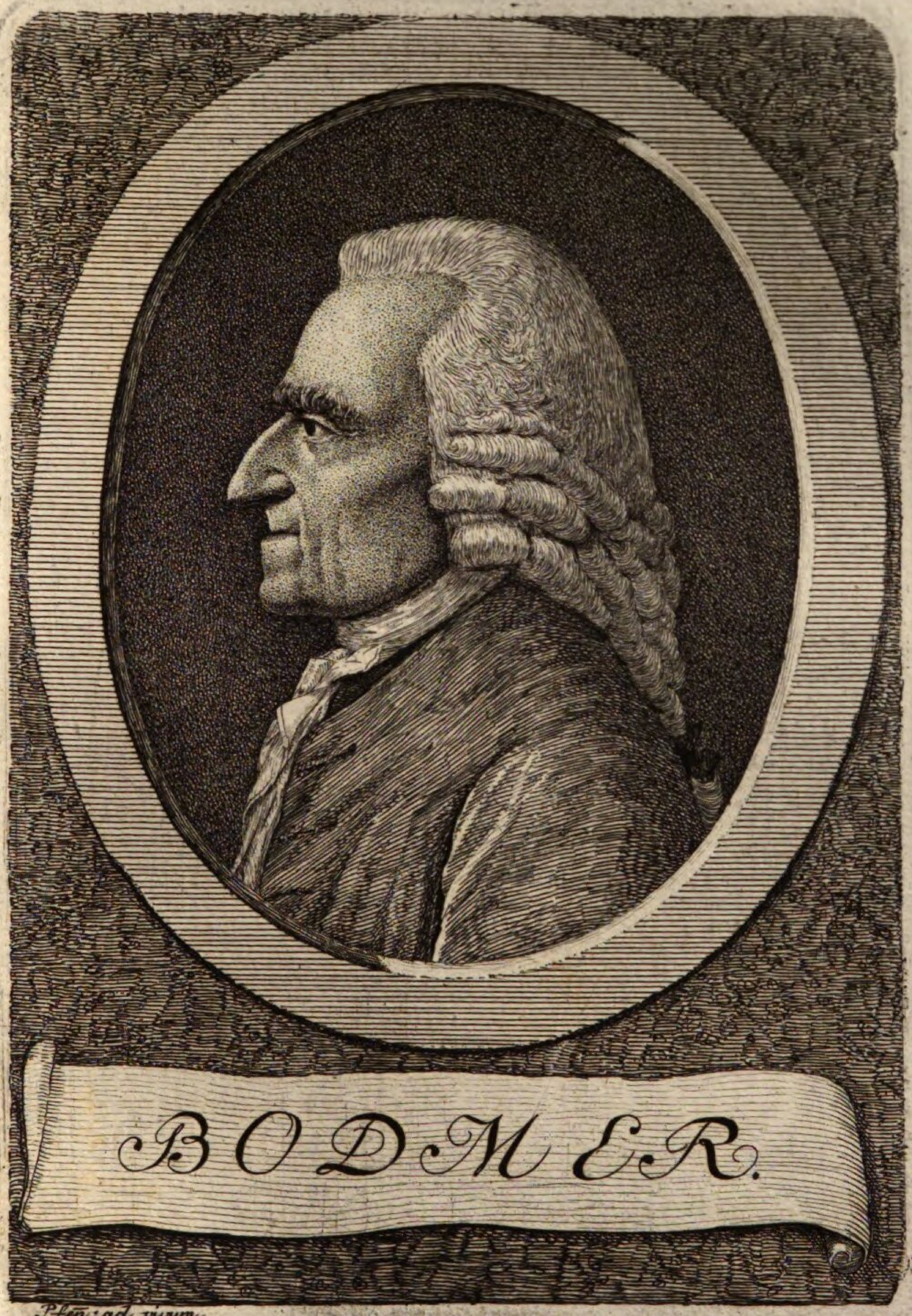
Ueber den Kirchendienst, in franzöš. Sprache, Amsterdam 1737. der erste Theil handelt von dem Predigtwesen und von der Unterweisung der Jugend; der zweyte Theil begreift die Kirchenverwaltung in sich.

Osterwald endigte sein wohlthätiges Leben in einem Alter von mehr als achtzig Jahren. Noch sah er die neue Epoche theologischer Aufklärung und Duldung entstehn, wozu er selber nebst Werenfels und Turretin nicht wenig mit gewürkt hatte.

Johann Jacob Bodmer.

Johann Jacob Bodmer ward im J. 1698. gebohren und von seinem Vater für die Kirche bestimmt. Natürliche Schüchternheit machte ihm alle öffentlichen Hervortretungen und so auch die Predigt-Kanzel frühe zuwider. Ohnehin fand sein Geist an der typischen und figürlichen Dogmatik des Coccejus, Momma, d'Outrin so wenig Nahrung, daß er sich weit weniger mit den Schriften der damals herrschenden Modetheologen als mit den Schriften der Griechen und Römer beschäfftigte. Indessen verbarg er seine Abneigung vor dem geistlichen Stande, aus Besorgniß von seinen Lieblingsstudien noch weiter verschlagen zu werden. Da die Zeit seiner Ordination heranrückte, konnte er seine Abneigung nicht länger verheelen.

Es begegnete, was er besorgt hatte. Im J. 1717. nöthigte ihn sein Vater nach Bergamo in Italien zu gehen, um sich der Handelschaft zu wiedmen. Dieser Lebensart ward Bodmer bald müde. Im J. 1719. kam er wieder nach Hause.


BODMER.
P. sēn: ad vivum.

Von Kindheit auf schien er für die Gelehrsamkeit, und besonders für die Dichtkunst gebohren, ohne Zweifel daß seine einsame, ländliche Erziehung hiezu nicht wenig beytrug. In den Kinderjahren hatten Ovids Verwandlungen, wie sie Wickram aus Albrechts von Halberstadt Uebersetzung umgegossen, Bodmers Geist mit poetischen Bildern erfüllet. Die Ausbildung gaben seinem Herzen und seinem Geschmack Addisons, und Steeles Spectators. Damals war die Mutter-Sprache noch wenig den Wissenschaften gewiedmet. Von jener Modelitteratur, welche unsre Stutzergelehrten mehr aus Wochen- und Monatschriften, als aus den Quellen herholen, wußte man beynahe gar nichts, und vor dem pedantischen Schulgewäsche mußte es einem Geist wie Bodmers war, eckeln. Nicht durch flüchtige Pamphlets zerstreut, lebte er ganz in dem classischen Alterthum.

Sein Hang zur Litteratur führte ihn von den gewöhnlichen Berufsgeschäften allzuweit ab. Der Lehrstul der helvetischen Geschichte und der Politik war vielleicht das einzige öffentliche Geschäfte, welches zu seinem Gemüthe und zu seinen

nen Studien paßte. In der Bedienung dieses Professorats war er immer bemüht, durch historische Beobachtungen zur Känntniß des Menschen durchzudringen; der Mensch war allemal sein Hauptgegenstand. Sein Vergnügen war, denselben in den sonderbarsten und seltsamsten Gestalten zu sehn, die ihn bey entfernten Nationen und Zeiten bezeichnen. Gerne trat er aus seinem Weltalter, aus seinem Clima heraus und schüttelte von sich ab die Meynungen, die Denkart, und die Sitten der Zeitgenossen. Was für so manchen blosse Handarbeit ist, war für seinen Geist Experimental-Seelenlehre. Muth genug hatte Bodmer, unter dem Staub der Urkunden die Ahnen und die Vorwelt wieder zu erwecken, indem er ihre Sitten und Gesetze, ihre Lebensart und ihre Sprache in allen Nuancen studirte.

Wiewol er im J. 1737. zu einem Mitgliede des grossen Rathes erwählt ward, so erweckte darum dieses bey ihm keine Begierde nach obrigkeitlichen Aemtern. Nachdem er seine Kinder verloren hatte, lehnte er Beförderungen auf dem Rathhause mit eben dem Ernste ab, mit welchem sie gewöhnlich gesucht werden. Da also seine Stunden ganz sein waren, da sein Be-

ruf und sein Haus sehr wenig Zeit forderten, so genoß er nach eignen Begriffen des Lebens. Seine litterarischen Arbeiten waren lange nur didaktisch und kritisch. Den Geschmack hatte er nicht nur in dem Vaterlande, sondern bis in Sachsen so ungewiß und so elend gefunden, daß es ihm unausstehlich war. Er schrieb vieles, und in verschiednen Formen, dem Nationalwitz mehr Schönheit und Adel zu geben.

Bodmer und Breitinger waren die ersten, welche im J. 1721. in Teutschland ein Wochenblatt, nach dem Muster des englischen Zuschauers herausgaben. Zum Erstaunen ist es, wie sich seit der Ausgabe des Malers der Sitten die Sprache dieser Männer und darmit die Sprache der Nation gereinigt, bereichert, verschönert hat. Dieses Wochenblatt wurde von einer Menge andrer Schriften begleitet, welche Bodmern den Namen des Reformators teutscher Sprache, Kritik und Dichtkunst erwarben. Indessen veranstaltete er ebenfalls die Ausgabe von Schriften, die näher sein Amt und sein Vaterland betrafen. Von ihm haben wir Malleoli Leben, den Richtbrief der Stadt Zürich; Peter Kistlers Geschichte der Handveste der Stadt Bern; Küchenmeisters Gesta monasterii St. Galli; Myconius

nius Bellum Capellanum, Commentarius de Tumultu Bernensium intestino, Raths-Erkanntnisse von Zürich aus dem 14ten Jahrh. welche Stücke in der helvetischen Bibliotheck und in den Beyträgen zu Laufers Schweizergeschichte eingerückt sind.

Ohne Zweifel haben sich Bodmer und Breitinger durch die Proben der schwäbischen Poesie des XIII. Jahrhunderts aus der manneßischen Sammlung, 8. Zürich 1748. wie auch durch die grössere Sammlung in 4. Zürich 1758. um die teutsche schöne Litteratur ungemein verdient gemacht. Von Bodmern haben wir auch noch die Uebersetzung einer Sammlung englischer Balladen. Ungemein schienen immer sowol Sprache als Gefühl und Imagination der Minnensinger zur Einfalt des Bodmerischen Geschmackes zu passen. Auch hat uns Bodmer eine kritische Ausgabe von Opitzens besten Gedichten geliefert.

Beynahe ein halbes Jahrhundert hatte er gelebt, und noch nichts Beträchtliches in Versen geschrieben, als was die Trauer über den Hinschied seines Sohnes ihm eingab. Ihm waren der Reim und der Zwang des Alexandriers zuwider. Erst nachdem Klopstok durch

Einfüh-

Einführung des Hexameters ein offnes Feld für die Evolutionen der Rede verbreitet hatte, schrieb er Gedichte.

Das Genie bestimmt sich selber, nur die Farbenmischung bekömmt es von äussern Umständen. Das Beyspiel eines Miltons und Klopstoks, das Schicksal, welches Bodmern zu dem Sohn eines Landgeistlichen gemacht hat und ihn anfangs dem gleichen Berufe bestimmte, dieses war die Veranlassung, daß Bodmers poetisches Genie auf biblische Gegenstände geführt ward. Indessen auch ohne zufälligen Einfluß konnten sowol Hoheit der Gesinnungen als Kühnheit des erfindsamen Geistes den Dichter der Noachide bewegen, daß er die Erzväter den Achillen, und den Aeneas vorzog. Gleichwie Homer in der vaterländischen Religion seine Gedichte geschöpft hat, so hätte er dieselben in der unsrigen geschöpft, wenn sein Daseyn in die christliche Zeitrechnung gefallen wäre. Bodmer konnte nicht wohl National-Sujets behandeln. Neuen Begebenheiten hätte immer die feyerliche Würde des Alterthums gefehlt. Was für epische Handlung, wo die Fürsten nur im Kabinette arbeiten und durch Gesandte negoziren, wo im Felde das ganze Kriegesheer nur einer Ma-

schine gleicht? In den Zeiten der Kreuzzüge, in den Römerzügen finden sich noch National-Sujets. Heut zu Tage sind uns Arminius und Ariovist so fremde als Kanadier und Otaheiten. National-Epopäen also in einer schon lang kultivirten Sprache und aus einem verfeinerten, formalistischen Zeitalter sind selten Heldengedichte, sind wie Voltairens Henriade und Lucaris Pharsale halb poetisch- halb historisch- halb didactische Werke. Von gleichem Genius eines Klopstoks und Miltons beseelt, wagte es Bodmer ein Heldengedicht zu unternehmen in einer Stufe des Alters, auf welcher, wie man gewöhnlich, obschon nicht immer begründet, glaubt, das Dichterfeuer auszulöschen anfängt. Sein Held ist der Erzvater, der das erste Geschlecht der Menschen begraben sah und Stammvater eines neuen Geschlechtes geworden. Als poetischer Kolumb plünderte der Dichter die Nachwelt und Vorwelt seines Helden, Zeitalter, die noch nicht waren, und trug ihre Laster und Ausschweifungen in das Zeitalter des Patriarchen hinüber. Dadurch ward das Gedicht moralisch, politisch. Bodmers Muse ward, was bey den Alten die epische Muse immer gewesen, Lehrerin des Volkes, der Regierung, der Religion und der Sitten.

Bodmern haben wir eine Menge andrer poetischer Werke zu danken, unter der Aufschrift Calliopens gesammelt.

Noch war die Noachide in ihrer ersten, rohen Gestalt, als der Poet der Messiade dem Dichter einen freundschaftlichen Besuch machte. Wenige Zeit hernach ersetzte ihm Wieland Klopstoks Entfernung. In dem gleichen Zimmer begegneten sich beeder patriarchalische Musen. Bodmern gereicht es zur Ehre, daß Teutschlands beste Köpfe seinen vertrauten Briefwechsel suchten.

Unter so vielen Schriften, wodurch er den Abend seines Lebens aufgeklärt hat, müssen wir noch seiner politischen und religiosen Schauspiele erwähnen — Schauspiele, nichts weniger als für das teutsche Parterre bestimmt. — In der Form theatralisch verbundener Scenen mahlt er die wichtigsten Revolutionen, den Character der grösten Männer, ganzer Zeitalter und Völker.

Nicht selten hat man gegenseitige Uebereinstimmung zwischen Geist und Sitten bemerkt. Die Sitten unsers Verfassers waren eben so

patriarchalisch als der Innhalt seiner Gedichte. Durch ausgebreitete Känntniß, Zeitgenoß jedes Jahrhunderts, Bürger jeder Weltgegend, setzte er sich über hundert kleine Vorurtheile, und willkürliche Manieren seines besondern Zeitalters oder Vaterlandes hinaus: auf diese Weise erhielt seine Lebensart, und die Art seines Umganges eine gewisse Naivität, meistens unzertrennt von dem grossen Genie. Ohne im geringsten die hergebrachte Anstandsregeln zu beleydigen unterredt er sich eben so offen mit den Fürsten, wie mit den Bauern.

So wie er selber ganz Mensch ist, sieht er auch unter dem Staatskleid, wie unter den Lappen nichts als den Menschen. Nichts weniger als eigensinnig und cynisch ist dieses freye, kunstlose Wesen, immer nämlich durch allgemeines Wohlwollen veredelt. Irren wir, wenn wir sowol die Munterkeit seiner Launen, als auch die Leichtigkeit, wormit er selbst noch im höchsten Alter den Geist jedem neuen Eindruck, jeder noch so ungewohnten Aussicht öffnet, wenn wir diese Jugendgabe, ausser der ungemeinen Reizbarkeit seiner Imagination, auch besonders seiner menschenfreundlichen Gefälligkeit zuschrieben? Indem er in dem achtzigsten Jahre des

Lebens

Lebens jedem, der ihn besucht, dem Kinde, dem Jüngling, dem Greisen, dem Landmanne, dem Künstler, dem Gelehrten, dem Staatsmanne, dem Bürger, dem Fremden freyen Zutritt zu seiner Seele, wie zu seinem Museum gestattet, hatte er sich dardurch angewöhnt, daß ihn alles interessirt, so wie alles in Verbindung steht, und daß ihn gleichwol nichts auf solchen Grad interessirt, wodurch sein Geist könnte sclavisch gemacht und sein Herz eingeschränkt werden. — So beneidenswerth das unabhängige Leben des Weisen seyn mag, so ist er doch auf seine Bequemlichkeit so eifersüchtig auch nicht, daß er darüber den öffentlichen Geschäften sich gänzlich hätte entziehen wollen, wenn sie sich darboten. In verschiedenen Angelegenheiten hatte sich die Regierung seiner Bemühungen und Rathschläge bedient.

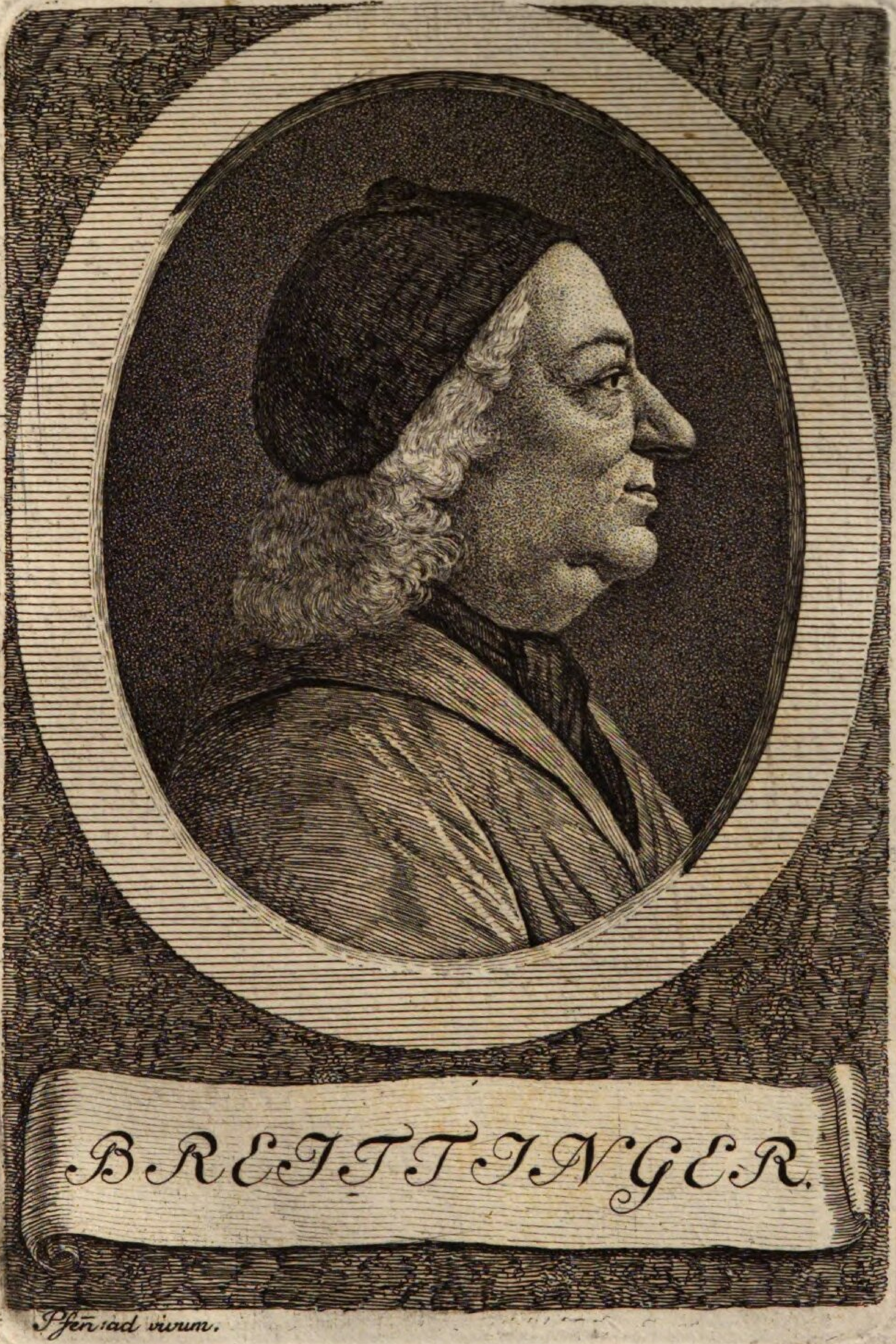
Noch müssen wir zu Bodmers Ruhme erwähnen, daß er es gewesen, der zuerst nicht nur durch Uebersetzung, sondern auch durch critische Anpreisung die Teutschen mit Milton bekannt gemacht, und unlängst mit einer Uebersetzung des Homers und des Apollonius beschenkt hat.

Johann Jacob Breitinger.

Der gröste Schulverbesserer in diesem Zeitalter war ohne Widerrede Joh. Jacob Breitinger, derselbe erblickte das Licht der Welt den 1. Merz 1701. Nach Vollendung der academischen Studien ward er im J. 1720. zu dem geistlichen Stande eingewenhet. Jene glückliche Musse, welche den jungen Geistlichen von der Ordination bis zu einer Beförderung frey bleibt, wendete er meistens auf das Studium der Alten. Durch vertrauten Umgang derselben machte er sich ihre Denkart eben so eigen als ihre Sprache. Obschon der Kirche gewiedmet, glaubte er nichts desto weniger genaue Bekanntschaft der Griechen und Römer seiner eben so wenig unwürdig als Zwingli. Was schön, was gut und wahr ist, trägt das Gepräg eines göttlichen Ursprunges, wo es sich immer befindt.

Persius war anfangs der Lieblingsdichter unsers Breitingers. Wichtige Stellen in den Satyren desselben, die auch einem Voß und Bayle dunkel geblieben, beleuchtete er, und diese Beleuchtungen fand der Präsident Bouchier so glück-

lich,


BREITINGER.
Pfen: ad vivum.

lich, daß er sich derselben zu weiterer Ausführung bediente. Für einen Geist, wie Breitingers, war indessen die blosse Wörterkritik keine Nahrung, gar bald wurde seine Neigung für dieselbe dem Geschmack für Weltweisheit und schöne Litteratur untergeordnet. Der Thesaurus der schweizerischen Geschichte und die helvetische Bibliotheck, an welchen er mit Bodmern den grösten Theil nahm, sind Beyspiele, wie vortheilhaft der Philosophe dem Kritiker, und dieser jenem die Hand biete.

Indem unser Gelehrte gleichsam von Kindheit auf bis gegen siebenzig Jahre mit Bodmern im täglichen und innigsten Umgang lebte, vereinigten sich beyde, um vermittelst kritischer Werke für den Nationalgeschmack das zu werden, was für die Reformation des Glaubens Zwingli geworden. Nach dem Vorbild dieses letztern, war bey ihnen das Schöne in den Künsten keineswegs letzter Zweck, vielmehr war es Mittel zu Beförderung des Wahren und Guten.

An dem fürtrefflichen Bürgermeister Johann Caspar Escher fand Breitinger einen eifrigen Beförderer: durch das Ansehn und durch das Beyspiel desselben ermuntert, sah er das Stu-

dium der griechischen Litteratur als das beste Gegengift des schlechten Geschmacks an. Dem genauen Umgang mit diesem Mäcenate haben wir es zu danken, wenn Breitinger im J. 1730. anfieng, die meiste Zeit auf ein Werk zu verwenden, welches in näherer Beziehung mit seinem geistlichen Beruf war. Wir reden von seiner Ausgabe der siebenzig Dollmetscher. Die bosische Ausgabe war mangelhaft, die grabische selten und kostbar. Letztre legte er zur Grundlage, und bestimmte sie nach den alexandrinischen und vaticanischen Handschriften. — Im J. 1731. erhielt er den hebräischen Lehrstul in dem untern Collegium, und bald hernach zugleich in dem obern. Bey seiner Inauguration hielt er die Rede de lingua Deo quasi vernacula ejusque virtutibus, und zu Erleichterung der heil. Sprachwissenschaft schrieb er die Abhandlung über die hebräischen Idiotismen. Nicht lange, so ward er genöthigt in dem erstern Collegium die logischen und oratorischen Vorlesungen für einen andern über sich zu nehmen. Von dieser Zeit an richtete er seine Gedanken hauptsächlich auf die Verbesserung des Schulwesens. Wie gesund seine Begriffe hierüber gewesen, beweisen die Abhandlung de eo, quod nimium est in studio grammatico, wie auch seine lateinische Logik und her-

nach

nach vornehmlich die kleine teutsche Vernunftlehre, wodurch er nicht ohne Widerstand die Wendelinische aus den Schulen verbannte. Ungeachtet zu seinem Ruhm diese Schriften hinreichen würden, so lieferte er doch von Zeit zu Zeit wichtige Beyträge sowol in die Tempe helv. als in das Museum helv. Auch hat man von ihm eine Nachricht des geschriebnen griechischen Psalters, der sich auf der Carol-Bibliotheck befindt, und dessen nähere Beschreibung der Cardinal Quirini verlangte; ferner die philosophische Abhandlung von den Gleichnissen; die kritische Dichtkunst; die Widerlegung der Lettres sur la Religion essentielle, u. a.

In so verschiedene Fache als Breitingers Vorlesungen gehörten, schien er allemal für diejenigen vorzüglich geschaffen, worüber man ihn jedesmal anhörte; immer derselbe Geist der Ordnung und Genauheit, so ungleich der Gegenstand war. Hiervon zeugt unter anderm sein ausgebreiteter Briefwechsel mit den Cardinälen Passionei und Quirini, dem Präsidenten Bouchier, dem Bürgermeister Uffenbach, dem Abt Gerbert von St. Blasien, mit Iselin, Buxtorf, Bourmann, Schelhorn, Kiesling, Kap, Crusius, Altmanns, Brunner, le Maitre, Vernet, Semler,

Ernesti u. a. Ein solcher Mann, der im Briefwechsel mit Gelehrten aus den verschiedensten Fachen allemal jedem derselben in dem seinigen genug that, war sehr geschickt, mit seinem Freund Bodmer dem Nationalgeist eine vortheilhaftere Richtung zu geben. Indem wir frey und glücklich des Tages geniessen, den sie schufen, wirds uns schwer den Muth und die Klugheit ganz zu begreifen, wormit sie manches Vorurtheil besiegten. Nur darf man sich erinnern, daß man noch zu Scheuchzers Zeiten die löwenhökische und schwammerdamsche Erzeugungs-Theorie als schlüpfrigen Einfall und Copernics Weltsystem als Unglauben, — daß man zu Bodmers und Breitingers Zeiten die kritischen Schriften derselben als geruchlose Tulpen und Milton als Visionair erklärte, ja, daß ein Zimmermann selber in Klopstoks Messiade wenig anders bemerkte, als die haüfige Nachahmung des prophetischen Styls, die er um so viel weniger liebte, da ja, seiner Meynung nach, der Ausdruck der Propheten ohnehin dunkel genug sey.

Ohne Zweifel betrügen wir uns nicht, wenn wir die neue Richtung, welche Breitinger mit einigen seiner Zeitgenossen unserm Nationalgeist zu geben im Stand war, ungefähr auf folgende

Weise

Weise erklären: Mit den Manufacturen wuchsen die Künste des Reichthums, und mit dem Reichthum bekamen wir Musse; diese erlaubte der Neugier und dem Beobachtungsgeiste freyere Entfaltung. Schon verbreitete sich der Widerschein von dem aufgehenden Lichte benachbarter Länder auch über das unsrige. So wenig der Anbruch des Tages Leute hätte aus dem Schlaf aufwecken können, die ein ganzes Leben hindurch unter dem Schutt alter Vorurtheile eingeschnarcht waren, so unbezwingbar ergriff die Flamme jedes aufstrebende Genie, auf welches in der Jugend ohnehin alles Neue, ja das schlechte und unnatürliche selber, in so fern es verjährten Ansehn Trotz beut, mit so vieler magischer Kraft wirkt. Wenn aber dieses Neue zugleich wahr und gut, wenns nicht bloß Flitter, sondern von innerm Gehalt ist, wie glücklich ist nicht der Geist, dessen Entwicklung in jene glänzende Epoche fiel, in welcher erst noch Ludwig XIV. ein goldenes Zeitalter der Künste und der schönen Litteratur von Frankreich aus, und seither von Teutschland aus Wolf und Leibnitz ein neues Licht gesunder Philosophie ausbreiteten? Electrisch pflanzte die erste Entzündung sich fort, und auch bey uns borgte eine Menge mehr oder weniger vortrefflicher Köpfe von Bodmers und

Breitin=

Breitingers Erleuchtung. Bis ins graue Alter blieb auch Breitinger aüsserst aufmerksam, nicht nur jede Gelegenheit zur Ausbreitung des Guten, die sich anbot, zu nutzen, sondern auch dieselbe für sich und für andere von allen Seiten herbeyzuführen, wo sie noch entfernt schien. Immer war nicht nur sein Catheder, sondern auch sein Museum die Zuflucht jedes aufblühenden Genies; mit gleicher Leichtigkeit ließ der grosse Mann sich herab, Auszüge, Uebersetzungen, Versuche eines Schülers zu prüfen, wie er sich mit geübtern Köpfen zu den wichtigsten litterarischen, kirchlichen, politischen Untersuchungen und Entwürfen erhob.

Ein solcher Character erwarb ihm die Würde des Decanats über die amtlosen Geistlichen. Immer glaubte er nichts gethan zu haben, wenn er nur die Pflichten seines Amtes und zwar auch noch so gewissenhaft beobachtete. So viele Jünglinge, unter welchen seither mancher zudem Lehr- und Predigamt berufen, oder als Schriftsteller in diesem oder jenem Fache berühmt worden, werden ihn als Vater verehren, der zur Bildung ihres Characters nicht weniger, als zur Entwicklung ihres Geistes beytrug. Da die Glückesumstände oftmals mehr, als gut ist, auf den

ganzen

ganzen Menschen vermögen, so hielt er es seiner keineswegs unwürdig, auch hie, und da, für die ökonomischen Angelegenheiten, und für Beförderung seiner Schüler zu sorgen. Indem er indeß mit unermüdetem Fleisse, und mit ganz besondrer Geschicklichkeit, sich sowol der Privatökonomie seiner Freunde und Clienten, als der öffentlichen Oekonomie des carolinischen Stiftes annahm, so wurden ihm dadurch viele Stunden geraubt, welche den Musen hätten heilig seyn können.

Im J. 1745. ward ihm die Professur der griechischen Litteratur nebst dem Canonicat aufgetragen. Ob ihn indessen schon sein Schicksal von der Predigerkanzel und von Pastoralgeschäfften entfernte, so fand seine Seele, eben so groß als sein Geist, mitten unter gelehrten, kritischen, philosophischen Bemühungen, immer noch das entzückendste Vergnügen an Ausbreitung populärer Känntnisse. Indem er die Religion von den fruchtlosen Auswüchsen der Schultheologie säuberte, verbreitete er unter uns jenen Geschmack an practischem Vortrag, sowol in den Schriften als in den Predigten der jüngern Geistlichen. Der Körper derselben, von einer solchen Seele

belebet,

belebet, erlangte mehr Uebereinstimmung und Thätigkeit.

In zwo Anstalten unter andern, die von seinem Eifer für Geschmack, für Tugend und Religion zeugen, wird er auch bey den Enkeln noch leben. Die eine ist, die verbesserte homiletische Einrichtung, da wöchentlich zweymal der Reihe nach, einer der jüngern Kirchendiener eine heilige Rede hält, welche unter desselben Aufsicht in der Versammlung der Brüder beurtheilt und mit Anmerkungen über die Kanzelberedsamkeit, die Auslegungskunst und die Pastoralklugheit begleitet ward. Die andre ist die ascetische Gesellschaft, welche sich unter seinem Vorsitze, zu bestimmten Zeiten im Hörsaal versammelte, um sich durch Auflösung wichtiger Gewissensfälle, und andre Pastoralprobleme, durch populäre heilige Vorträge, durch Verfertigung salbungsvoller Gebeter und Lieder, catechisationen und andrer ascetischer Schriften, auf den Hirtenberuf vorzubereiten. Dieser Anstalt haben wir die Betrachtungen für gefangene Missethäter, ein Gebetbuch für Kranke, eine Menge geistlicher Erfahrungen und Beobachtungen, wie auch sorgfältiger Unterweisung, Pflege und Beysteuer so vieler Unglücklichen in den Armenhäusern,

Unter-

Unterstützung verwaister Schulkinder, und Belehrung der Landschulmeister zu danken. Auch ward in dieser Gesellschaft unter Breitingers Handleitung ein Kinderunterricht verfertigt, der in psychologischem Fortgang von sinnlichen Empfindungen und Bedürfnissen zur Känntniß des ganzen Menschen, seiner Seele, seiner Fähigkeiten, seiner moralischen Verhältnisse fortschreitet, und in welchem die Fragen allemal so gesetzt sind, daß nur eine einzige, bestimmte Antwort, und zwar allemal die folgende nothwendig aus der vorhergehenden herausfällt. Als Breitingers Schwanengesang kan man die Orationes Carolinas betrachten, die er unlängst durch Professor Hottingern herausgab. Wie angenehm die Zueignung dieser Schrift, und wie verehrungswürdig der Verfasser dem heroischen Semler gewesen, kan unter andern das Schreiben dieses leztern bezeugen, welches der Untersuchung über die Apocalypsin vorgedruckt ist.

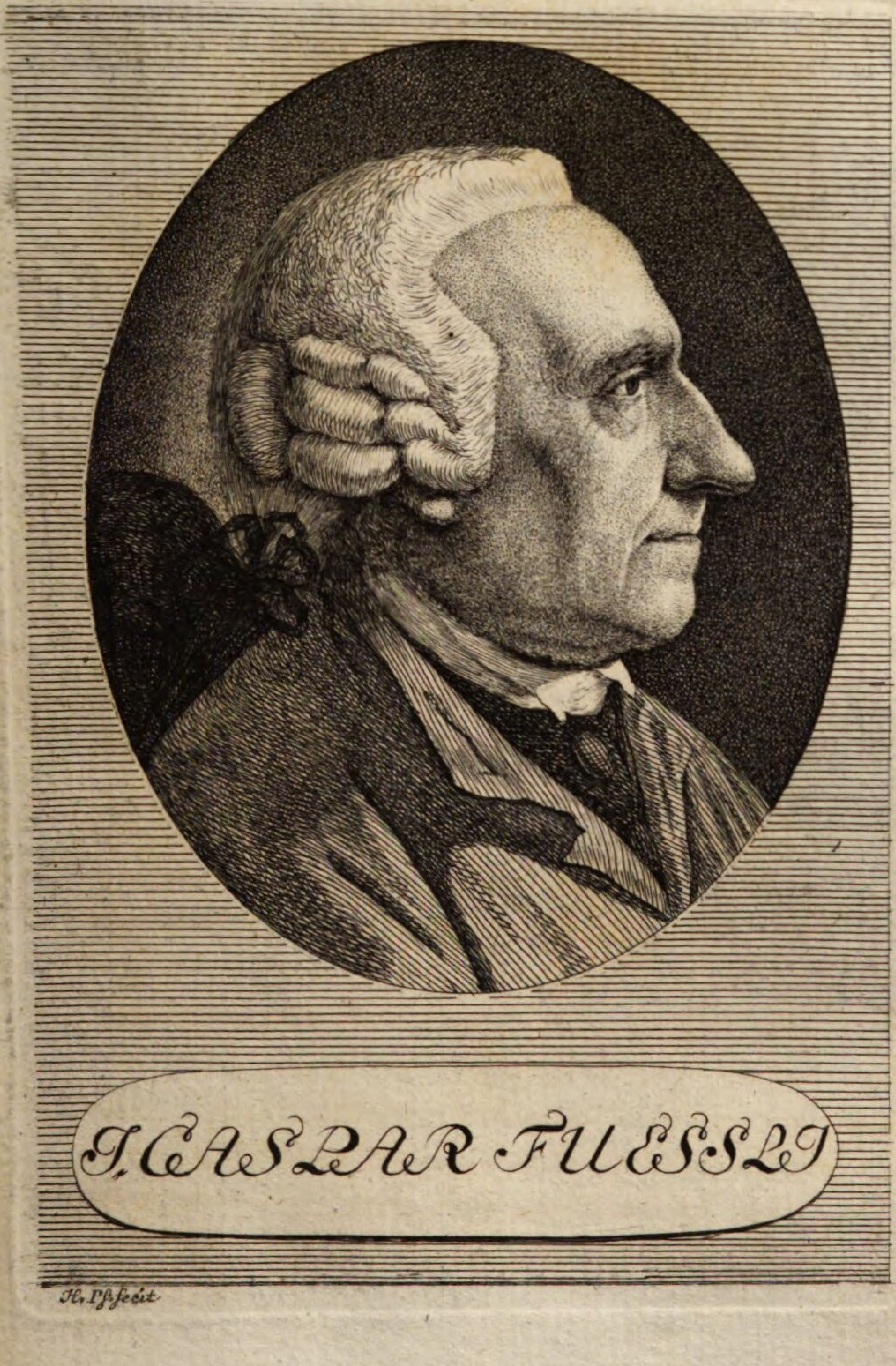
Auch das hohe Alter, auch der Tod selber konnten unsern Breitinger nicht müssig überraschen. Noch befand er sich den 13. Christm. 1776. in der Versammlung des Kirchenrathes, als er kurz nach seiner Heimkunft von einem Schlagflusse getroffen wurde, der ihn alles Bewußt-

wußtseyns beraubte. Folgenden Tages verschied er sanft und selig im Herrn.

Johann Caspar Füßli.

Er ward im J. 1706. zu Zürich gebohren. Nachdem er die Anfangsgründe der Mahlerkunst bey einem sehr mittelmässigen Künstler gelernt hatte, verließ er in dem achtzehnten Jahr seines Alters das Vaterland, ohne Unterstützung und Känntniß. — Zu Wien vereinigte er sich mit Sedelmayer. — Gran, und Meitens, waren seine Führer, oder vielmehr hatte er gar keinen Führer, als sein eigen Genie. Gar bald gewann er die Achtung der Grossen bey Hofe; allein die Unabhänglichkeit zog er dem Glücke vor, und schlug die vortheilhaftesten Anerbietungen aus. — Wahrscheinlich würde er sein Leben in Wien zugebracht haben, wenn nicht der Fürst von Schwarzenberg ihn beredet hätte, einen Beruf von seinem Schwiegersohn nach Rastadt anzunehmen. — Er gieng dahin, und ward der Liebling dieses Hofs; selbst die alte Margräfin, die in Etlingen ihr Hoflager hatte,

schenkte



H. Pf. fecit

schenkte ihm ihre Achtung, und aüsserte vielmal den Wunsch, ihn zu einem catholischen Christen zu machen. Er mahlte den Margrafen von Durlach, und wurde von diesem Herrn als ein Sohn gehalten. Machen sie eine Lustreise zu meinem Schwager dem Herzog von Würtemberg nach Ludwigsburg, sagte dieser gütige Fürst, denn, setzte er hinzu, ich kenne den Hof zu Rastadt allzu gut, und sehe zum voraus, daß er ihnen in der Folge gefährlich werden muß; Ich gebe ihnen Empfehlungsschreiben, und sie können einer gütigen Aufnahm entgegen sehen. Er gieng dahin, und hatte die Ehre dieses Schreiben persönlich zu überliefern, der Herzog lächelte, bey Durchlesung desselben. Mein Füßli, sie bleiben in meinem Dienst, und haben meine Gnade, die Bedingungen wurden durch den Herrn von Pfau berichtiget, und von unserm Künstler angenommen, nur bat er sich die Erlaubniß aus, eine Reise nach Bruchsal zu machen, um da den Kardinal Schönborn zu mahlen, von welchem er vorhero war berufen worden. — Von Bruchsal gieng er nach Mannheim, wo er die Ehre hatte, den Churfürsten abzubilden. Er besahe die Gemähldesammlungen zu Schwetzingen und Düsseldorf, und reisete wieder nach Ludwigsburg zurück. Hier blieb er sehr ver-

gnügt, bis der unglückliche polnische Krieg einbrach; die Franzosen kamen über den Rhein, belagerten und eroberten Kehl, und überschwemten das Land; man sah nichts als Jammer, und damit das Unglück vollkommen würde, fiel der Herzog in tödtliche Krankheit, und gieng nach Stutgard. —

In dieser betrübten Lage glaubte Füßli das Beste zu seyn, den Herzog um Erlaubniß zu bitten, eine Reise nach Nürnberg zu machen; der Fürst sahe die Billigkeit dieses Begehrens, er beschenkte ihn mit einer goldenen Uhr, und sagte: reisen sie glücklich, giebet Gott Gesundheit und Frieden, so kommen sie zurück, der Herr von Pfau wird deßwegen Briefe mit ihnen wechseln. —

Er säumte nun nicht länger, nahm die Post, und kam glücklich nach Nürnberg. Er brannte vor Verlangen Kupezki zu sehen, ungeachtet ihm seine Freunde eine schlechte Aufnahme vermuthen liessen, so wagte er es doch zu demselben hinzugehen, und in einer Stunde waren sie die wärmsten Freunde. Kupezki beredete ihn Zimmer im gleichen Haus zu nehmen, wovon der berühmte Landschafts-Mahler Blendinger Ei-

genthümer war. — Nach und nach brachte er es dahin, daß noch der alte Hirschmann, und Director Preißler mit von der Gesellschaft seyn durften, wo man dann alle Wochen bey Kupezki zusammen kam. — Niemals ist mit mehr Gründlichkeit von der Kunst gehandelt worden, als in dieser Gesellschaft.

Unter diesen angenehmen Beschäfftigungen verflossen beynahe 18. Monate, in welcher Zeit sein Gönner, der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg, mit Tode abgieng, und die Hoffnung zum Frieden wurde durch das immer weiter um sich greifende Kriegsfeuer vereitelt. Er entschloß sich, seinem Vaterland einen Besuch zu machen, vorher aber noch Augspurg und München zu besuchen, um sowol die dortigen Künstler kennen zu lernen, als auch die seltene Gemähldesammlung zu Schleißheim zu besehen. — Er nahm von seinen Freunden den zärtlichsten Abschied, kam nach Augspurg; wo er mit freundschaftlich offenen Armen von Rugendas und Riedinger aufgenommen ward; besonders errichtete er mit letzterm eine genaue Freundschaft, die bis an seinen Tod, in einem für die Kunst interessanten Briefwechsel unterhalten worden. In München wurden Beich, und

Desmarees seine Freunde, in deren Begleit er Schleißheim besahe, und dann seine Reise nach der Schweiz fortsetzte, wo er auch in seinem vier und dreyssigsten Jahr anlangte, und nicht lange hernach sich verheyrathete. Ob es schon mit einer Person war, die er alle Ursache hatte zärtlich zu lieben, so pflegte er doch vielmal zu sagen, daß sich die Kultur der schönen Künste, und die Sorgen des ehelichen Lebens wenig mit einander vertragen. Wenn ihn indeß die Angelegenheiten des haüslichen Lebens bisweilen der Kunst weggeraubet haben, so hat er diese Untreu darburch gut gemacht, daß er seine Söhne zu Virtuosen erzog, auf die sich mit dem väterlichen Ruhm, auch die Talente des Vaters fortgeerbt haben. —

Vermittelst seiner Känntnisse erwarb sich Füßli die Freundschaft der grösten Künstler; in vertraulichem Briefwechsel stand er mit Solimena von Neapel, Rigaud in Paris, wie auch mit den Kupferstechern Drevet, Surüge, Frey, und Wille; der Ritter Mengs beschenkte ihn mit einer Handschrift über das Schöne, die unser Künstler mit einer Vorrede herausgab, und Winkelmann war sein besonderer Freund.

Wesentlich bleibt das Schöne immer dasselbe, es mag nun durchs Aug, oder durchs Ohr, oder durch die Einbildungskraft reizen; nicht weniger Gefühl hatte Füßli für die Grazien der Dichtkunst, als für das mahlerische Schöne. In freundschaftlichem Umgang und Briefwechsel lebte er mit Kleist, Klopstok, Wieland, Bodmer, und Breitinger.

Mehr als Rang und Geburt erheben Talente; in genauer Verbindung stand Füßli mit einigen Personen vom ersten Range, besonders würdigten ihn ihrer Freundschaft der Kardinal Roth, Graf Firmian von Mayland, u. a. Obschon gewohnt mit den Grossen zu leben, war es doch nichts weniger als kriechende Aufwart, vielmehr reine Freymüthigkeit, offenes ungezwungenes Wesen, wodurch er sich Zugang verschaffte. Ungeschminkt die Wahrheit zu hören, ist so seltenes Glück für die Grossen, daß ihnen eben diese Wahrheit auch alsdann willkomm ist, wenn sie auch selber ohne Schonung gesagt wird. Was indessen bey einem Füßli wenig beleidigte, könnte bey andern unverzeihliche Dreistigkeit scheinen. Jene seltene Gaabe besaß er, allemal die Gelegenheit, und den Thon zu erhaschen, welche seinen auch noch so kühnen Ein-

fällen zum Freybriefe dieneten. Die Hitze und Freymüthigkeit, womit er sich zuweilen ausdrückte, darf nur derjenige ungestraft nachahmen, der sie wie Füßli, mit eigenthümlicher Laune, mit Geistes Gegenwart, und mit Dienstleistungen zu vergüten im Stande ist; nicht selten ist auch ihm sein offenes Wesen nachtheilig geworden.

Seine Denkart indeß nicht weniger als seine Talente setzten ihn über alle Ehrenstellen und Glücksgüter hinweg. Mit anrückendem Alter lebt er immer bey Hause, unter Büchern und Kunstwerken, von welchen er eine auserlesene Sammlung besitzt. Sein Haus ist ein Zufluchtsort der Künste, der Freyheit, der guten Gesellschaft. Alle Tage versammeln sich bey ihm Leute von jedem Rang und Alter; in abwechselnder Gestalt geht das Gespräch vom scherzhaften Thon zum ernsthaften hinüber, von den Gegenständen der Kunst, zu politischen und moralischen Untersuchungen, allemal mit sinnreichen Einfällen und Anecdoten belebt. —

In der Mittelmässigkeit aüsserer Umstände ist es Füßlin vermittelst der Geschäfftigkeit seines Geistes gelungen, Talent und Verdienst, besser

als

als so viele Reiche und Grosse zu beschützen. Eine Menge armer Schüler hat er nicht nur großmüthig ohne Entgeld unterwiesen, sondern auch für dieselben Reisegeld einsammeln lassen, und ihnen den Weg zu vortheilhaftem Berufe erleichtert. Ueberhaubt macht ihn natürliche Thätigkeit sehr gefällig und dienstfertig. So sehr er sich selber vergißt; so sehr sorgt er für andere. Unfähig für sich selber an der Thür der Grossen zu klopfen, schämt er sich nicht Kollecten zu sammeln, wenn er zur Unterstützung eines Unglücklichen irgend etwas beyzutragen im Stand ist. — Solche Züge in dem Moral-Character des Künstlers verdienen nicht weniger, als das Eigenthümliche in seinem Genie bemerkt zu werden.

Indeß liegt jene Untersuchung ausser den Schranken des Biographen, in wie weit moralische Auflagen, und Steuererpressungen wirklich nützlich, oder in wie weit sie schädlich seyn können. Aus politischem Gesichtspunkt betrachtet scheinen dergleichen Anstalten, Veranlassung zu demjenigen, was man in Rom Patronat oder Klientel hieß; etwas, welches unvermerkt zu einer Art ausschliessenden Wohlwollens, zu Parteylichkeit und Factionsgeist Gelegenheit giebt. Weit entfernt

indeß war unser Füßli, sich in die Staatsangelegenheiten mehr einzumischen, als es mit seinem Hang zu philosophischer Ruhe, und mit seinem Geschmack für die Künste bestehen konnte.

Die Jahre 1740. und 1742. waren für Füßli höchst traurige Jahre, zwey seiner besten Freunde wurden ihm durch den Tod entzogen, Kupezki und Rugendas, Männer vom ersten Rang in der Kunst, die er so vorzüglich geschätzt und geliebet hatte. Er opferte ihnen Thränen, und so viel an ihm lag, wünschte er, ihre Tugend, und Grösse der Nachwelt aufzubehalten. Er schrieb ihre Geschichte, und machte sie durch den Druck bekannt. — Und da diese erste Probe seiner Muse vielen Beyfall fand, äusserte sich in ihm eine unbezwingliche Begierde, seine würdigen Landesleute dem Moder der Vergessenheit zu entziehen, und so viel möglich eine vollständige Geschichte der besten Künstler des Schweizerlands herauszugeben. — Er brachte mit einer unnachahmlichen Mühe und Geduld dieses Werk zu Stande, in welchem er sich zugleich als schönen Schriftsteller, und als gründlichen Kunstrichter zeigte, und mit Verachtung auf diejenigen hinabsahe, die aus Unwissenheit, oder Neid, seinem Vaterlande Künstler vom ersten

Rang

Rang absprechen wollen, Leute, deren gröstes Verdienst im Handel mit altem und neuem Marmor besteht, und die etwa noch einer verstümmelten Bildsaule, eine Nase oder ein Ohr ungeschickt anzuflicken bemüht sind.

Füßli war von Jugend auf ein grosser Liebhaber von Kupferstichen, er legte sich nach und nach eine vortreffliche Sammlung bey, und da er in Wien den Zutritt zu der unschätzbaren, und vielleicht ersten Sammlung des Prinzen Eugens hatte, so bereicherte er seine Känntniß in diesem Fache bis zur Vollkommenheit. — Er glaubte allen Liebhabern ein angenehmes Geschenk zu machen, wenn er ihnen ein Handbuch darreichte, auf eine vernünftige Weise Kupferstiche zu sammeln. Er schrieb sein raisonirendes Verzeichniß der besten Kupferstecher, und ihrer Werke, und gab es durch den Druck heraus. — Diese Schrift wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. —

Zum Beschluß erwähnen wir noch Füßlins hettlingerischen Medaillen-Cabinet; ein Werk, welches der sel. Hettlinger niemand als seinem Freund Füßli anvertrauen wollte, welches auch durch dessen Bemühungen das erste Werk dieser

Art seyn wird, und sowol den Herausgeber als Hettlingern verherrlicht. Niemand hat mehr Geschmack, um den ganzen Werth der hettlingerischen Schaumünzen zu empfinden, und niemand mehr Unparteylichkeit, um auch darüber ohne Hyperbole zu schreiben, wo selber nach den Vorschriften eines Quintilians die Hyperbole erlaubt wäre. —

Vielen Gelehrten und Künstlern, die sich durch Eifersucht entzweyen, dients zur heilsamen Beschämung, daß mit so manchem unter denselben Füßlin in der freundschaftlichsten Verbindung gestanden, und immer fremdem Verdienste mehr, als eigenem, Recht widerfahren lassen. Durch Nachahmung eines solchen Beyspiels würden die Musensöhne sich am sichersten vor dem Hohngelächter unkundiger Zuschauer verwahren.

Verzeichniß seiner Schriften.

Leben Georg Philipp Rugendas, und Johannes Kupezki. — Zürich 1758.

Geschichte der besten Künstler in der Schweiz nebst ihren Bildnissen. 5. Theile, Zürich 1769. 1779.

Pf: ad vivum delinevit.

Raisonirendes Verzeichniß der besten Kupferstecher und ihrer Werke. — Zürich 1770.

Geschichte von Winkelmanns Briefen, an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778.

Auf Befehl seiner Obrigkeit.

Rathschreiber = Ordnung, ꝛc. ꝛc. Zürich 1761.

Mit einer Vorrede gab er heraus.

Anton Raphael Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerey. Zürich 1770.

Albrecht von Haller.

Derselbe ward den 16. October 1708. gebohren. Sein Vater war der erste bernerische Landschreiber der Grafschaft Baden, nachdem selbige im J. 1712. von Bern und Zürich erobert worden. — Schon in dem siebenten Jahr seines Alters fieng der junge Haller an, alles, was

er

er gelernt hatte, in Schrift zusammen zu fassen. In seinem zwölften Jahr las er Bayle und Moreri; nach deren Anleitung verfertigte er Aufsätze von dem Leben einiger hundert Gelehrten. Dichtkunst war seine Lieblingserholung; er machte Verse und besonders Epigrammen in verschiedenen Sprachen, auch ein episches Gedicht von 4000. Versen. Von dem Vater ward er zum geistlichen Stande gewiedmet, und bey Hause von einem Privatlehrer unterwiesen. Nach dem Hinscheid des Vaters kam der junge Mensch im J. 1721. in die öffentlichen Collegia zu Bern. Immer blieben Historie und Poesie seine liebste Beschäfftigung; die Rechenkunst lernte er von selber — unvermerkt erwachte bey ihm Neigung zur Arzneykunst. Von seinen Verwandten ward er nunmehr nach Biel geschickt: allein der cartesianische Pedantismus seines dortigen Lehrers schreckte ihn vom Studiren beynahe ganz ab; immer belustigte er sich am liebsten mit poetischen Phantasien. Im J. 1723. begab er sich nach Tübingen; daselbst übte er sich in der Zergliederungskunst und Botanik. Vom Jahr 1725. bis 1727. war er in Leyden. Wenn es für ihn ein Glück war, einen Boerhaven und Albin zu Lehrern — so war es für diese ein Theil ihres Ruhmes, einen Haller zum Lehrjünger zu haben.

ben. Von Leyden begab er sich erstlich nach England und hernach nach Paris; an letzterm Orte besuchte er sieben Monate lang die Spitäler, um sich auch in der Wundarzneykunst zu üben. Eine Krankheit machte seinen Vorsatz, nach Italien zu reisen, zu nichte. Im Frühling 1728. gieng er nach Basel. Daselbst brachte er es unter Anleitung des Joh. Bernoulli in den mathematischen Wissenschaften ungemein weit; so sehr verliebte er sich in diese Wissenschaften, daß er auch an seinem Hochzeittag sich mit dem Differential-Calcul beschäfftigte.

Der Anblick der Alpen verstärkte seine Neigung zur Botanik. Mit seinem Freund, dem Chorherr Geßner von Zürich, that er eine Reise durch die ganze Schweiz. Dergleichen botanische Reisen setzte er hernach alle Jahre fort. Einer derselben haben wir sein Gedicht über die Alpen zu danken.

Schon im zwanzigsten Jahre vertrat er in Basel einige Zeit die anatomische Lehrstelle; zugleich nahm er bey einem andern Professor Privatunterricht über die ausübende Arzneykunst. Nicht zu scheu war er zum Lehrer, zu stolz nicht zum Schüler.

Zum erstenmal hatte er sich im Jahr 1731. verheyrathet und nunmehr lebte er in Bern, jedoch ohne öffentliche Bedienung. Im J. 1734. ward für ihn ein anatomisches Theater errichtet; dasselbe besorgte er ohne Besoldung. Auch gelangs ihm nicht, die lediggewordne Stelle eines Spitalarzts zu erhalten. Im J. 1735. aber ward er einhellig zum Bibliothekar der Stadtbibliotheck erwählt. In diesem Amt brachte er die zahlreichen Schaumünzen in Ordnung. Ungefähr um diese Zeit ernannte ihn die königliche Gesellschaft zu Upsal zum Mitglied. Ihm ward es nicht so gut, ein Professorat in Bern zu bekommen; er selbst glaubte, daß hieran einige seiner Satyren Schuld seyn. — Also gieng er dann im J. 1736. als Lehrer der Arzneykunst, der Botanik und Chirurgie nach der neuerrichteten, hohen Schule in Göttingen. In wenig Tagen nach seiner Ankunft hatte er seine Gattinn verloren. Um den Schmerz zu besiegen, verdoppelte er nunmehr seine gemeinnützige Thätigkeit. Er legte einen medicinischen Garten und ein anatomisches Theater an; er brachte eine reformirte Kirche zu Stande; er errichtete eine Hebammenschule, ein Collegium von Wundärzten, und endlich die königliche Societät der Wissenschaften, davon er der beständige Prä-

sident

ſident war. Die Belohnungen wuchſen mit ſeinen Verdienſten. Im J. 1739. bekam er den Titel eines königlichen Leibarzts; im J. 1743. eines königlichen Hofrathes; im J. 1740. ward er zum Mitgliede der königlichen Geſellſchaft in London, im J. 1745. zum Mitgliede des groſſen Rathes in Bern erwählt. Im J. 1747. kam er als der zweyte Ausländer in die königliche Academie der Wiſſenſchaften in Stockholm; auch erhielt er Vocationen nach Oxford und Utrecht, die er aber ausſchlug. Unterweilen hatte er neue Schweizerreiſen gemacht und ſich zum zweytenmale verheyrathet. Im J. 1749. ward er mit ſeiner Nachkommenſchaft von Kaiſer Franz I. in den Adelſtand erhoben. In gleichem Jahr erhielt er von dem König in England, der die hohe Schule in Göttingen beſuchte, vorzügliche Merkmale des Wohlwollens. Der König von Preuſſen ließ ihn im J. 1750. nach Berlin berufen; daſelbſt ſollte er, ohne Auftrag zu einiger beſtimmten Arbeit, ein anſehnliches, königliches Gehalt genieſſen: allein er ſchlug den Beruf aus; doch ward er zum Mitglied der königlichen Academie in Berlin, und hernach im J. 1751. ebenfalls zum Mitgliede der kaiſerlichen Academie der Naturforſcher, wie auch zum Mitglied der Academie in Bologne, und der pa-

riſiſchen

rißischen Academie der Wundärzte ernannt. Eine grosse Gesellschaft von Gelehrten und Standespersonen, unter welchen auch der König von Dännemark war, machte ihn zum Director einer americanischen Reise.

Wegen Geschwächter Gesundheit verließ er im J. 1753. Teutschland und wurde Ammann in Bern. Diese Wiederkunft hat Mörikofer durch eine Schaumünze verewigt. — Die botanische Gesellschaft zu Florenz und die helvetische Gesellschaft in Basel nahmen itzt Hallern in ihren Schoos auf. Im J. 1754. erhielt er von Ludwig XV. was man in Frankreich le Cordon bleu d'un homme de lettres nennt, eine Stelle unter den acht fremden Mitgliedern der königlichen Academie der Wissenschaften in Paris. Noch hatte ihn der König von Preussen nicht vergessen. Im J. 1755. trug er ihm durch viele Briefe die Würde eines Curators der Preussischen Academien — und die durch den Tod des Freyherrn von Wolf erledigte Kanzlerstelle bey der hohen Schule in Halle an: allein von dem täglichen Rath in Bern ward Haller ersucht, sich ferner seinem Vaterlande zu wiedmen, und Haller zog das Vaterland seinem Glücke vor. Seit seiner Zurückkunft diente er dem Staate

in dem academischen Senat, in dem Oberconsistorium, in der Landesfriedlichen Kammer u. a. Mit besonderm Fleisse arbeitete er an der Verbesserung der Salzwerke, wie auch an dem Entwurfe des Waisenhauses. Im J. 1757. ward er nach Lausanne gesendet, um daselbst der Academie eine vortheilhaftere Einrichtung zu geben. In dem folgenden Jahr machte er auf oberkeitliches Ansuchen eine Reise nach Kulm, woselbst unter seiner Anleitung beträchtliche römische Alterthümmer entdeckt wurden. Im gleichen Jahr wählte sich Haller die Aufsicht aus über das Salzwesen von Roche, ein Amt, das ihm jährlich 5000. Gulden an baarem Geld auswarf. Nunmehr hatte der Genfersee zween merkwürdige Anwohner an Voltairen und Hallern. Glückliche Gegend, wohin sich die erhabensten Genien, fern vom Glanze der Thronen, in die freyen Schatten geben!

In der sechsjährigen Musse, welche ihm die Aufsicht der Salzwerke verschaffte, durchreisete er zu wiederholten Malen die ganze, umliegende Gegend, und von derselben verfertigte er die genauste Beschreibung. Um so viel heiliger ist für die gelehrte Welt sein Pathmos, weil er im Schoosse der Ruhe und Freyheit die grosse Phy-

siologie zu Stande bringen konnte. Auch zu seiner schweizerischen Flora sammelte er hier sehr beträchtliche Beyträge; auf eigne Unkosten sandte er Leute aus, die ihm Pflanzen aus noch unbereiseten Gegenden Helvetiens zurückbrachten. Diese neuen Entdeckungen sind in der Historia Stirpium Helveticarum enthalten, welche im J. 1768. in drey Foliobänden herauskam.

Nach seiner Zurückkunft in Bern ward er in die Oberappellationskammer des teutschen Bernergebietes erwählet; so ward er ein Rechtsgelehrter, schlichtete Prozesse und revidirte das Gesetzbuch des Amts Aelen. In der landwirthschaftlichen Committee besorgte er die allgemeine Landwirthschaft; noch genauer besorgte er diese als Präsident der öconomischen Gesellschaft in Bern; eigne Versuche machte er in der von ihm gekauften Herrschaft Goumoëns le jux und Eclagnen. In der Direction über das Waisenhaus bezeigte er für die Aufnahme desselben den edelsten Eifer.

In den Jahren 1766. 67. 68. zeigte er sich vorzüglich auf dem politischen Schauplatze. Nebst den einsichtsvollesten Männern ward er dem geheimen Rathe als ausserordentlicher Beysitzer

zur

zur Behandlung der Genfer-Zwiste zugeordnet. Hier entwarf er die meisten Schriften, die dem französischen Hofe, besonders wegen der Veränderungen zu Versoix, zugesandt worden. Mit dem französischen Gesandten trat er auch selbst in persönliche Unterhandlung. — — Zwischen dem bayerischen Hof und dem Kanton Bern vermittelte er einen beträchtlichen Salzlieferungstractat.

Beynahe wäre Haller seinem Vaterland von neuem entrissen worden. Einen Ruf nach Petersburg lehnte er zwar von sich selbst ab. Weit dringender war der Ruf des englischen Hofes; derselbe bot ihm die Kanzlerstelle zu Göttingen nebst beträchtlichen Vortheilen an: allein der tägliche Rath hielt ihn abermal zurück, und der souveraine Rath gab ihm eine seltene Probe seiner Hochachtung; derselbe ernennte ihn zum beständigen, ausserordentlichen Beysitzer des Sanitätsrathes; zugleich erhielt er damit ein Jahrgehalt von 1500. Liv.

Seither entschloß sich Haller in der Stille zu leben. Mit unermüdetem Fleisse erfüllte er die Pflichten des Vaters, des Bürgers, des Regenten, des Lehrers. Selbst nicht die geschwächte

Gesundheit kann ihn zu weniger thätigem Leben bewegen. Seine Beyträge zur Encyklopädie sind beträchtlich; zu mehrern Bänden wuchs seine medicinische Bibliotheck an. Erbaulich sind seine Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung; seine polilischen Romanen verrathen tiefe Känntnisse über die Gesetzgebung. Etwas seltsam scheint es, daß die grösten Genien, ein Haller, ein Fenelon, Rousseau, Montesquiou sich genöthigt sehn, zu der Form der Romane Zuflucht zu nehmen, wenn sie Weisheit und Tugend ausbreiten wollen. —

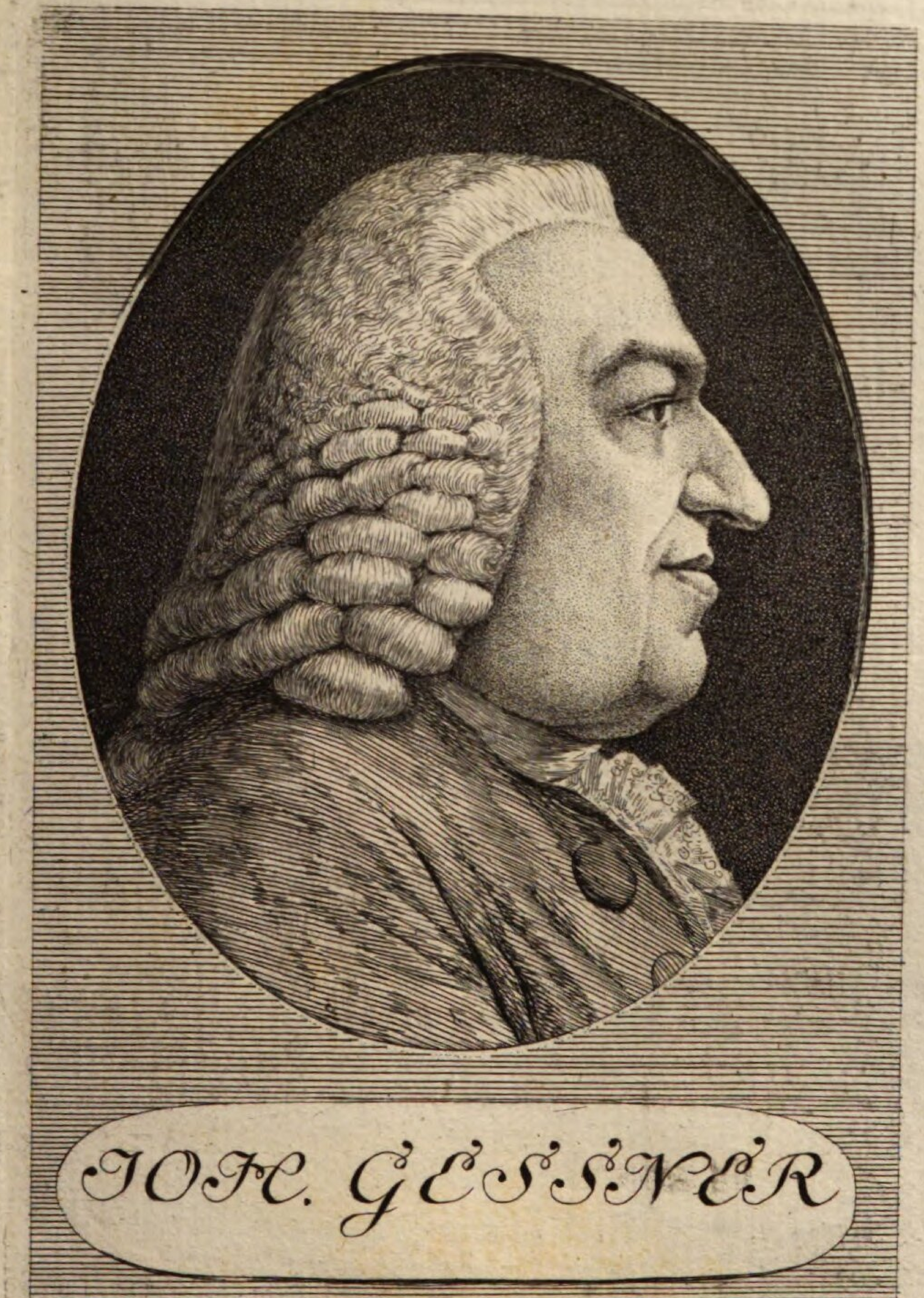
Wenige Zeit vor seinem Hinscheid sah sich Haller mit einem persönlichen Besuche des grossen Kaisers beehret. — — Er starb im J. 1777.

Johann Geßner. *

Während daß hin und wieder bald politische, bald theologische Schwärmerey gleich einer Seu-

che

* S. Börners Leben der Aerzte und Naturforscher, B. III. St. I. wie auch Bruckers Bildersaal, Th. IX.


IOH. GESSNER
H. Pf. fecit

che auch bessere Köpfe ergriff, nährte gleichwol das Vaterland immer noch würdige Söhne, die, weniger rauschend, aber desto sichrer und würksamer durch Sitteneinfalt, durch weise Policeyverbesserungen, besonders auch durch Beförderung des Landbaus und der Fabricken die Wohlfahrt des Staates besorgten. Auf diese Wohlfahrt scheint unter allen Wissenschaften das Studium der Meßkunst und der Naturlehre — theils am meisten, theils am ruhigsten würken zu können. Ungemein ward dieses Studium durch Johann Geßner begünstigt. Dieser würdige Namenserbe Conrad Geßners ward zu Zürich im J. 1709. gebohren. Er war noch im J. 1720. ein Schüler in quarta, als ihn Dr. Wegelin zum Kraütersuchen aufs Feld mitnahm; so oft auch in dem Spitale chirurgische Handgriffe vorgenommen wurden, wohnte der junge Geßner mit bey? Im J. 1723. machte er die erste Bergreise. Unermüdet vermehrte er seine physischen und mathematischen Känntnisse. Hiebey genoß er Scheuchzers und Muralten Handleitung. Im J. 1726. unternahm er eine weitlaüftigere Bergreise. Allerorten erforschte er die verschiedne Druckkraft der Luft durch barometrische Versuche — die Beschaffenheit der Mineralwasser durch Abwägung und Vermischung

chemischer Säfte — besonders auch den Ursprung und die Lage der Berge. Die Beobachtungen schrieb er in ein ausführliches Tagbuch zusammen; eine grosse Menge Mineralien, Versteinerungen, Pflanzen, Inseckten bracht er als Ausbeute zurück.

Im J. 1726. gieng er nach Leyden. An diesem Orte genoß er ein ganzes Jahr lang Boerhaavens Unterricht und vertraulichen Umgang. Zugleich legte er den Grund zur ununterbrochenen Verbindung mit Hallern. Ausser Boerhaaven hörte Geßner auch Albin, Osterdyck, Schacht und S'Gravesand; überdiß hatte er genaue Bekanntschaft mit Friedrich Gronov, der einen weitlaüftigen Garten und die vollständigste Schneckensammlung besaß. In Leyden erwarb sich Geßner nebst mannigfachen Känntnissen grossen Reichthum an allerley Pflanzen, Wasser- und Meer-Thieren.

Von Leyden begab er sich mit Boerhaavens Empfehlungsschreiben nach den vornehmsten holländischen Städten; sonderlich genoß er von dem damals neunzigjährigen Greis, Friedrich Ruysch, zu Amsterdam viele Gewogenheit. Hierauf kam er nach Paris, woselbst er von Boerhaaven an

den

den Abt Bignon, an Jussieu und d'Isnard empfohlen war. In der Wundarzney — und in der Zergliederungskunst hatte er den le Draw — in der Hebammenkunst Gregoire zum Lehrer.

Nach überstandener, gefährlicher Krankheit kam er von Paris nach Basel. Daselbst erwartete ihn Haller, um mit ihm die höhere Meßkunst bey Johann Bernoulli zu lernen; auch hier setzte er das Studium der Arzneykunst nicht auf die Seite; überall bediente er sich der zwingerischen und miegischen Anweisung. Im J. 1728. besorgte er des kranken Prof. Miegs Verrichtungen. Im gleichen Jahr machte er mit Hallern eine schweizerische Bergreise. Im J. 1729. disputirte er in Basel de Exhalationibus, hielt eine öffentliche Rede de usu Matheseos in Medicina und empfieng die höchste Würde in der Arzneykunst. Hierauf gab er Vorlesungen in der Naturlehre, Meßkunst und Arzneykunst; er stellte anatomische Versuche an und bereitete allerley Vorrath. Den Sommer verwendete er auf die Botanik, und selbst der Besuch der Patienten auf dem Lande mußte ihm dieses Studium erleichtern. Sonderlich war er darauf bedacht, nach der Methode, wie Rajus die englischen Pflanzen angeordnet hatte, eine ähnliche Samm-

lung von schweizerischen Pflanzen zusammen zu tragen. Gemeinschaftlich wollte er mit Hallern eine Geschichte der schweizerischen Pflanzen ausarbeiten. Im J. 1730. that er eine Reise in die Glarnergebirge; im J. 1731. in die Appenzeller- und Toggenburgergebirge; im J. 1732. in die schweizerischen und luzernerischen. Pflanzen sowol als Beobachtungen und Anmerkungen wurden zwischen Geßner und Haller freundschaftlich getheilt; Geßner verfertigte ein Verzeichniß der Pflanzen nach seiner Lehrart, und mit den berühmtesten Kraüterkennern unterhielt er Briefwechsel.

Mitten unter diesen Bemühungen schlug ihn Boerhaave, auf Blumentrosts Anfrage, zu dem botanischen Lehrstul in Petersburg vor. Die Entlegenheit des Ortes und seine schwache Gesundheit erlaubten ihm die Annahme des Berufs nicht.

Im J. 1733. starb Doctor von Muralt in Zürich. Sein Lehramt fiel auf Dr. Joh. Jacob Scheuchzer. In gleichem Jahr noch starb auch dieser. Sein Bruder, Johann Scheuchzer, erhielt nun die Stelle; Geßner aber erhielt das mathematische Catheder; zugleich ward

ihm die Besorgung von Scheuchzers Lehramt anvertraut, so lang nämlich dieser sich noch als Landschreiber in Baden aufhalten mußte. Geßner trat sein Amt mit einer Rede an: von dem Nutzen der Meßkunst in der christlichen Religion, in den Wissenschaften überhaupt und in den Bequemlichkeiten des Lebens. So sehr auch jedermann der allseitige, wohlthätige Einfluß der Meßkunst einleuchten sollte, so sehr scheints zu bedauern, daß dessen ungeachtet, auch selbst nach Verbesserung der zürcherischen Schulen, den Studirenden auf dem Gymnasium die Besuchung der mathematischen Lehrstunden nicht dringend genug eingeschärft wird. Daher kommt es, daß besonders die theologischen Studiosi allzu gerne dieses Studium verabsaümen.

Im J. 1738. starb auch Dr. Joh. Scheuchzer; an dessen Statt ward Geßner zum ordentlichen Lehrer der Physik und zugleich zum Canonicus erwählt. Auswärtige Gesellschaften aber bemühten sich um die Wette, sich ihn eigen zu machen; so nahmen ihn Z. B. die römisch-kaiserliche Academie, die königl. schwedische, die königl. berlinische und die florentinische zum Mitgliede an. Sein Fleiß erweckte auch bald mehrere seiner Landleute, daß sie eine physicalische

und öconomische Gesellschaft in Zürich errichteten und Geßnern zum Oberhaupte erwählten. Unter seinem Einfluß und dem Beystand der würdigsten Männer, eines Heideggers, Hirzels u. a. blühte diese Gesellschaft zu einem Baum auf, unter dessen wohlthätigen Zweigen der zürcherische Landbau eine weit glücklichere Gestalt annahm. Wie rührend für die Menschheit, in dieser Gesellschaft den Landmann zwischen dem erlauchten Regenten und dem tiefsinnigen Gelehrten zu sehen, wie jeder den andern aufklärt, jeder den andern in seiner Sphäre hochschätzt und liebet! Von dem Werth einer solchen Gesellschaft mag Serione, der Verfasser der Interêts des Nations de l'Europe developés relativement au commerce ein unparteyischer Zeuge seyn. In dem ersten Band, Hauptst. III. s. 24. heißt es bey diesem Verfasser: „die Gesellschaften von „Bretagne, von Paris, von Bern, von Zü„rich u. a. geben das Muster von der Metho„de zur Beschleunigung des Wachsthums in „der Kunst; glücklicher Weise wird durch sol„che practische Muster und durch das Beyspiel „genauer Beobachtungen die Anzahl guter Beob„achter vermehret." — Weiterhin s. 29. „ „diesem gemeinnützigen Geiste, der dißmal den „aufgeklärten Theil von Europa beseelt, hat

„ man

„ man die Errichtung einer Gesellschaft für die „ nützlichen Wissenschaften in Zürich zu danken; „ Anfangs bestand sie nur aus der Verbindung „ einiger guter Bürger, die nichts anders als „ ihre eigne Belehrung zum Gegenstand hatte. „ Diese Verbindung ward durch die Fürsorge „ eines Mannes geknüpfet, den seine Sitten „ eben so verehrungswürdig machen als seine „ Gelehrsamkeit; allein durch Tugend ward die- „ se Verbindung geknüpfet, und die Tugend „ wandelt ohne Geraüsch oder Schimmer." In der That sind Bescheidenheit, leutseliges Wesen, allgemeines, thätiges Wohlwollen bey unserm Geßner in eben so hohem Grade als Genie und ausgebreitete Känntniß. Ungeachtet derselbe viele der Unsterblichkeit würdige Schriften, besonders auch sein prächtiges, botanisches Werk im Pulte verwahret, so hat er doch aus übertriebener Bescheidenheit, ausser seinen academischen Schriften, wenig durch den Druck bekannt werden lassen. Das Verzeichniß seiner gedruckten Schriften liefern Börner und Hamberger. — Von ihm schreibt Graf d'Albon in seinen Discours: „ Mit den weit umfassenden „ Känntnissen sind bey Geßnern die edelsten Ei- „ genschaften des Herzens verbunden. Ihm „ allein hat Haller beynahe seinen ganzen Ruhm

„ in

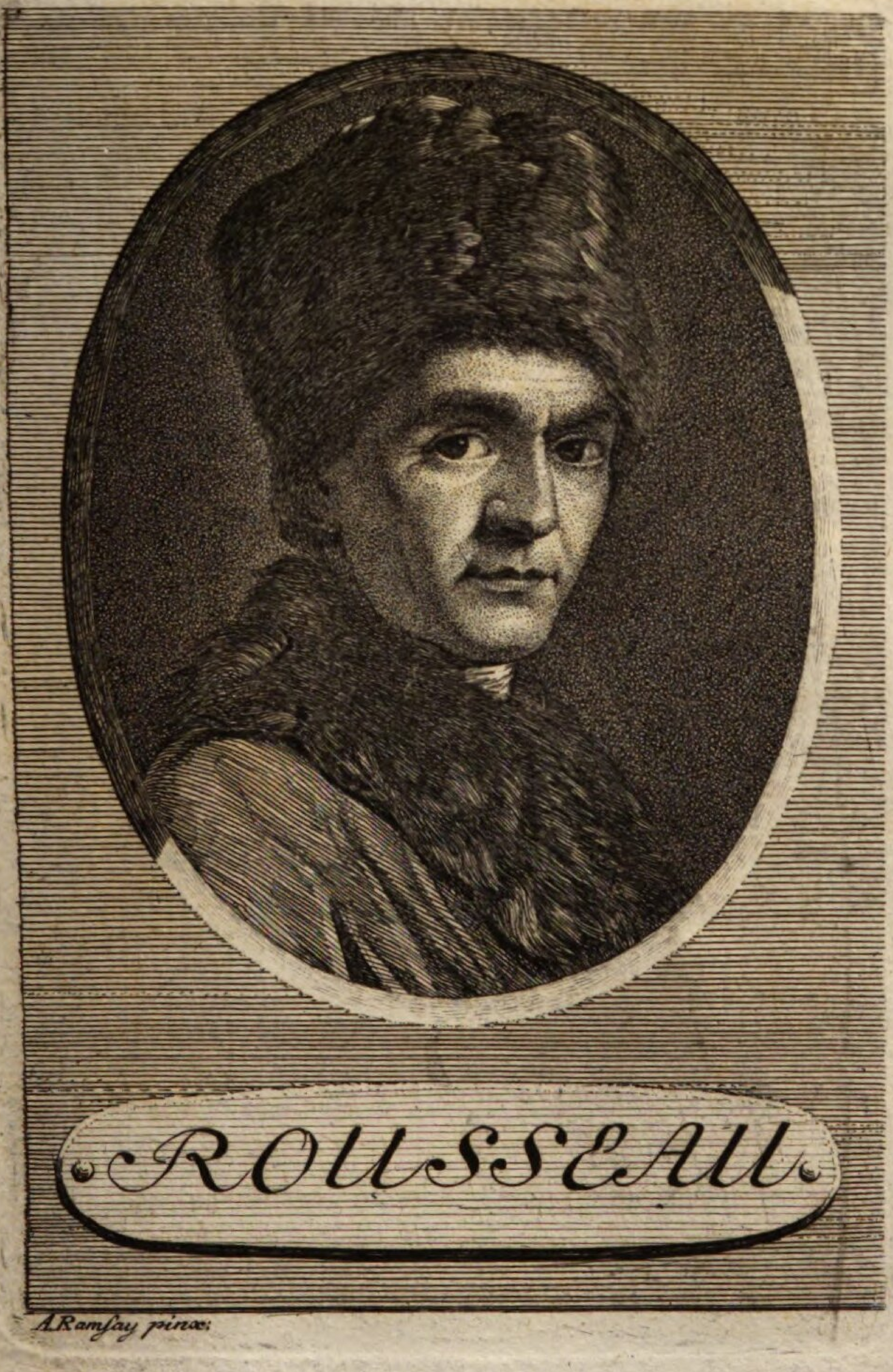
„in der Botanik zu danken. Geßner überließ „ihm seine Handschriften; er bediente sich der„selben; gleichwol verlangte Geßner nicht, daß „sein Name Hallers Name an die Seite ge„setzt werde.“

Von Geßners Naturalienschatz findt man bey Andreå in seinen Reisen eine ausführliche Beschreibung.

Johann Jacob Rousseau.

Joh. Jacob Rousseau wurde den 28. Jun. 1712. in Genf gebohren. Sein Vater war ein Uhrmacher, der nach langen Reisen endlich in den Schoos seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er itzt von seinem Handwerk lebte und in müssigen Stunden nützliche Schriften las. Tacitus, Plutarch, und Grotius lagen oft zwischen den Instrumenten seines Handwerkes in seiner Werkstätte. Rousseau, noch vor dem Ausbruch der einheimischen Genfer-Zwiste, in jener glücklichen Epoche gebohren, wo seine Vaterstadt den höch-

sten


ROUSSEAU
A. Ramsay pinx:

sten Gipfel erreicht zu haben schien, wurde, schon als Kind, von seinem Vater auf das Glück aufmerksam gemacht, das freye Bürger in wohl verwalteten Staaten geniessen. In seiner Jugend las er sehr viel. Er sagt selbst, er habe in seinem achten Jahr den Plutarch auswendig gewußt, und in seinem zwölften die meisten Romanen durchlaufen gehabt. Ein Jugendfehler, den er begangen hatte, und ein Unrecht, das er erlitten zu haben glaubte, verleiteten ihn zu einer Handlung, die auf sein ganzes Leben Einfluß hatte. Er entlief seinen Eltern, irrte einige Zeit in dem benachbarten Savoyen herum und kam endlich, wo mir recht ist, nach Chambery. Auf einmal empfand er die Folgen seiner Unbesonnenheit. Er war ziemlich weit von seiner Vaterstadt, ohne Geld, ohne Bekannte, ohne Erwerbsmittel. Zurückkehren nach Genf konnte und wollte er nicht. Er meldete sich und verlangte seine Religion zu ändern. Hierauf wurde er in einem Kloster unterwiesen und nach einiger Zeit nahm er öffentlich die catholische Religion an, um nicht Hungers zu sterben. Er blieb in dem Kloster. Hier ziehe ich den Vorhang vor das abscheuliche Laster, das darinn herrschte und zu dem man den jungen, kaum dreyzehnjährigen Rousseau zu verführen suchte.

Jede

Jede Versuchung überwand er; man drang stärker in ihn; er entfloh. Bald wurde er eingeholt und nun eingeschlossen. Ihn befreyte ein savoyischer Landpriester, der in Geschäfften nach dem Proselytenkloster kam und dem Rousseau sein unglückliches Schicksal entdeckte. Der Landpriester nahm ihn mit sich, ein armer, aber aufgeklärter und wohldenkender Mann, der sich freute, einen noch unverdorbenen Jüngling dem Laster entrissen zu haben. Rousseau entlief seinem Wohlthäter; das einsame, ländliche Leben war ihm zuwider; er wollte versuchen, sich selbst in der Welt durchzubringen. Die vielen Romanen hatten seiner Einbildungskraft einen eignen Schwung gegeben. Er schuf sich Ideale von Menschen, die alle Tugenden der Romanhelden besassen; und diese Menschen wollte er suchen. — Gar bald gerieth er von neuem in Gefahr Hungers zu sterben. Itzt kehrte er zu seinem Wohlthäter, dem Landpriester, zurück. Dieser empfieng ihn, ohne Vorwürfe zu machen, so wie ein Vater seinen Sohn empfängt, dessen Verlust er bewainte. Der Landpriester ist eben der, dessen Glaubensbekänntniß Rousseau in den zweiten Band seines Emils eingerückt hat. — Nach einiger Zeit stellte er dem Jünglinge vor, daß es itzt Zeit wäre, sich einen Stand zu wählen;

len; er rieth ihm, in sein Vaterland zurückzukehren, und die Religion, die er verlassen hatte, wieder anzunehmen. Durch falsche Schaam und durch übelverstandnen Ehrenpunct wurde Rousseau zurückgehalten, dem Rath seines Wohlthäters zu folgen. Nun empfahl ihn der Landpriester der Baronesse von Warens, und diese nahm ihn zu sich. Die Dame war aus einem der angesehensten Haüser im Wattland. Im Junius 1726. kam der König von Sardinien nach Evian, einem savoyischen Städtgen am Genfersee. Die Baronesse war auch da; durch Zufall wohnte sie einer Feyerlichkeit bey und hörte eine Rede, die der Bischoff von Bernex vor dem König hielt. Durch diese Rede bekam sie Zweifel gegen die reformirte Religion, in der sie gebohren war. Nach einigen Besuchen bey dem Bischoff wünschte sie in den Schoos der catholischen Kirche aufgenommen zu werden. In Annecy nahm sie die catholische Religion an; sogleich wurden alle Güter, die sie in der Schweiz besaß, eingezogen; dagegen gab ihr der König, um sie für den Verlust einiger massen schadlos zu halten, ein beträchtliches Jahrgehalt. — Diß war die Dame, die sich des jungen Rousseau annahm. Da sie bald sein vorzügliches Talent zur Thonkunst bemerkte, so verschaffte sie ihm

Gele-

Gelegenheit, sich darinn zu vervollkommnen. Sie empfahl ihn dem Bischoff zu Bernex; dieser suchte ihm eine Stelle als Secretair bey dem Marquis von Bonac, (der sich in Solothurn als französischer Abgesandter bey der Eydgenoßschaft aufhielt,) zu verschaffen. Eine Krankheit, die den Gesandten aufs Todbett brachte, und der Tod des Bischoffs vereitelten auf einmal alle Hoffnungen. Die Baronesse war selber in so klemme Umstände gesunken, daß ihr Rousseau nicht länger zur Last fallen wollte. Im J. 1732. in seinem zwanzigsten Jahr gieng er nach Frankreich, in Hoffnung, daß er sich durch seine Känntnisse in der Musik durchbringen werde. Die Baronesse bezahlte die Reisekosten, und Rousseau kam nach Besançon. Hier sang er mit Beyfall in einigen Concerten. Man versprach ihm Beförderung, sobald eine Stelle erledigt seyn würde. Unterweilen gieng er nach Chambery zurück und gab da einige Jahre lang Unterricht in der Thonkunst. Durch beständigen Kummer litte seine Gesundheit. Im J. 1737. gieng er seines kränklichen Körpers wegen nach Montpellier; da ihm die Meeresluft nicht zuträglich war, kehrte er bald wieder zu seiner Wohlthäterin zurück.

Endlich

Endlich erhielt er im J. 1742. eine Stelle als Secretair bey dem französischen Gesandten in Venedig; nach Verfluß der Gesandtschaft kehrte er mit diesem nach Paris zurück. — Hier war er, aus Mangel weiterer Versorgung, genöthigt, sich mit Notenabschreiben zu ernähren. Die müssigen Stunden wandte er vorzüglich auf das Studium der Naturlehre und besonders der Chymie. Im J. 1748. hatte er einen starken Anfall von Steinschmerzen; seither war er immer mehr oder weniger von dieser Krankheit geplaget. Im J. 1749. arbeitete er einige Artickel für die grosse Encyklopädie aus. Im J. 1750. erhielt er den Preis bey der Academie von Dijon. Die Art, wie er darauf verfiel, über die academische Frage zu schreiben, erzählt er selbst folgender Gestalt: * „Im J. 1750, sagt er, „unternahm ich eine kleine Reise, um Diderot im Gefängniß zu Vincennes zu besuchen. „Ich nahm ein Journal zum Zeitvertreib mit „und fiel auf die Preisfrage von Dijon, ob „die Wiederherstellung der Wissenschaften und „Künste zur Verbesserung der Sitten beygetragen habe? Da stellten sich mir auf einmal „die mannigfaltigen Uebel des gesellschaftlichen

* S. Sturz Schriften. Erste Sammlung S. 136.

„ Lebens so fürchterlich und eindringlich dar, „ daß ich unter meiner Empfindung erlag. Ich „ warf mich neben einen Baum nieder; alles „ Elend der Menschen zog in schrecklichen Ge= „ stalten vorüber; hundert Anschläge und Ent= „ würfe folgten —— und das war mein Be= „ ruf zur Autorschaft. Meine Handthierung „ als Notenabschreiber hat solchen nicht veran= „ lassen können. Ich war ungeübt, öffentlich „ zu reden. Ich verstand es nicht, durch Witz „ und Einfälle zu glänzen; und so stellte sich „ im Anfang der Ausdruck langsam dar. Es „ wäre mir unmöglich gewesen, einen Plan „ zum litterarischen Ruhm zu entwerfen; es „ war Drang meine Ideen los zu werden, der „ mich zum Schreiben nöthigte; und wenn ich „ mit einiger Stärke schrieb, so war ich sie „ der Ueberzeugung von der Wahrheit meiner „ Sätze schuldig." — Aus eigner Erfahrung wußte Rousseau, wie weit ächter Tugend die Einfalt so nahe verwandt sey; wußte aus der Geschichte, wie Künste und Wissenschaften oft der Ueppigkeit Hand bieten; war in Italien gewesen, auf dem Grabe so vieler römischer Philosophen, Redner und Dichter, bey den Ueberbleibseln der aus Griechenland dahin gebrachten Kunst, aber auch zwischen den Trümmern eines

in kurzem durch Weichlichkeit und Wollust zerstörten, vormals allgewaltigen Freystaates. In majestätvollen Tempeln hatte er Heilige von Raphael und Guido gesehen — Büberey aber in den Haüsern derer, welche die Tempel bedienten. Voll hievon schrieb er, ohne sonderbar seyn zu wollen, eine sonderbare Antwort auf die academische Frage. Mit aller Macht der Beredsamkeit schrieb er gegen die Rednerkunst; mit der Fackel der Wahrheit beleuchtete er der Känntnisse taüschendes Blendwerk. Da sich Rousseau gegen die Wissenschaften erklärt hatte, so erschienen bald eine Menge Widerlegungen. In seiner Vorrede zum Narcisse (einem Lustspiel, das er einige Jahre hernach herausgab,) zeigt er, wie man ihn ganz mißverstanden habe. Einer der vornehmsten Gegner, der ihn öffentlich angegriffen hatte, war der verstorbne König in Pohlen. Vermuthlich um diesem König (der sich damals in Lothringen aufhielt,) einen schmeichelhaften Zeitvertreib zu verschaffen, schrieb nun Palissot sein Lustspiel, die Philosophen. In diesem Stück wurde, nebst andern Gelehrten, auch Rousseau lächerlich gemacht. Sobald es der König erfuhr, ließ er, durch den Grafen von Tressan, an Rousseau schreiben und ihn versichern, daß er gegen Palissot, der ein

Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Nancy war, äusserst aufgebracht sey, und daß dieser, zur Strafe, seine Stelle als Mitglied der Gesellschaft verlieren sollte. Rousseau bat für Palissot, und auf seine Vorbitte behielt dieser seine Stelle, aber der König verlangte, daß die ganze Anecdote in den Büchern der Gesellschaft aufgezeichnet würde. Auch dieses wußte Rousseau durch neue Bitten abzuwenden.

Um diese Zeit erhielt Rousseau Briefe von der Baronesse von Warens, worinn sie ihm mit Wehklagen ihre klemmen Umstände entdeckte. Er schickte ihr 240. Livres, fast sein ganzes Vermögen, mit einem Brief, worinn er bedaurt, daß er nicht mehr zu thun im Stand sey. Sie starb nicht lange hernach in der dürftigsten Lage.

Im J. 1752. schrieb Rousseau die kleine Oper Devin du village, wozu er die Musik selbst componirte. Zum erstenmal ward dieses Singspiel den 1. März 1753. mit allgemeinem Beyfall aufgeführt. Die Schauspieler wollten ihn bezahlen; da er aber für keine von seinen Schriften Geld annahm, so that ers auch in diesem Fall nicht; zur Belohnung verlangte er, auf immer

einen

einen freyen Platz in der französischen Oper, der ihm bewilliget wurde. Itzt war Rousseau von der französischen Nation angebetet. Selbst der König verlangte ihn zu sprechen; doch er verbat sich die Ehre.

Noch in gleichem Jahr gab er seine Abhandlung über die französische Musik heraus. Die Sänger der französischen Oper besorgten eine gänzliche Bankeroute, wofern Rousseaus antigallicanische Tonkunst den Sieg davon tragen sollte. Wainend klagten die Sängerinnen ihren vornehmen Liebhabern diese Verschmähung. Jedermann war über Rousseaus kezerisches Musiksystem aufgebracht; man bestellte Leute, die ihn bey Nacht ermorden sollten. Um sich vor unaufhörlichen Beleydigungen sicher zu stellen, begab er sich im J. 1754. nach Genf. Durch seine Religionsänderung hatte er sein dasiges Bürgerrecht verloren. Itzt aber nahm er öffentlich die reformirte Religion wieder an und wurde wieder in alle Rechte eines freyen Bürgers von Genf eingesetzt. Von da reisete er nach Savoyen und hielt sich einige Zeit in Chambery auf. In dieser Stadt arbeitete er an seiner Abhandlung, über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Den wilden und den ge-

sitteten Menschen hielt er gegen einander; Mein und Dein, Eigenthum, Reichthum, daraus entstehende Obermacht und Ueppigkeit erklärte er als Quelle tausendfachen Elendes, als Zunder zahlloser Verbrechen, die nur in polizirten Staaten zu Haus sind. Voll Eckels vor dem geborgten, gleissenden Wesen der grossen Welt, in der sein Naturgefühl zum Spotte geworden; voll Unmuths darüber, daß in der bürgerlichen Gesellschaft willkürlicher Vorzug den innern Werth verdunkle, daß der Gewaltige ganze Völker seiner Leidenschaft aufopfere, rief er seinen Brüdern zu: Kommt in die Wälder und werdet Menschen!

Unterdessen hatte sich in Paris der Haß der Nation gegen ihn gelegt. Auf dringende Einladung hin kehrte er nach Frankreich zurück, aber nicht nach der Hauptstadt, sondern nach Montmorency. Hier lebte er in philosophischer Einsamkeit die glücklichsten Tage.

Im J. 1758. erschien seine Abhandlung über die Schauspiele. In grossen und verdorbenen Städten erklärt er das Theater für heilsame Zerstreuungen; für kleine Freystaaten hält ers für schädlich. — Nicht lange hernach gab er

die

die Julie, oder neue Heloise heraus. Ein grosser Theil dieses Romans ist wahr und enthält die Geschichte einer unglücklichen Liebe, die der Verfasser in seiner Jugend gehabt hat. — In diesem Buch findt man vortreffliche Anleitungen zur Landwirthschaft, zum Hauswesen, zur Kindererziehung, zur Beförderung der Känntniß des menschlichen Herzens u. s. f. Vorzüglich schätzbar sind die mahlerischen Beschreibungen.

Bald darauf folgten die Abhandlung über den gesellschaftlichen Vertrag und das Werk über die Erziehung oder sein Emil.

Damals war Genf in zwo Factionen getheilet. Umsonst hatte sich die Partey der Negatifs bemüht, den Rousseau von der democratischen Partey abwendig zu machen. Jene laurten auf den Zeitpunct, ihm einen Streich zu versetzen. Voltaire schrieb ebenfalls an seine mächtigen Freunde in Paris, sie sollten trachten, den paradoxen Schriftsteller, durch tödtlichen Hieb, zu weiterm Bücherschreiben unfähig zu machen. Kaum hatte der Emil die Presse verlassen, als er schon den 10. Jun. 1762. vermög einer Parlamentsacte durch den Scharfrichter verbrennt und Rousseau, als Verfasser, zur Gefängnißstrafe

verdammt wurde. Sogleich ließ der Magistrat in Genf, schon den 19. Junius, das einzige Exemplar, das sich in der Stadt befand, auch durch den Henker verbrennen und ebenfalls den Verfasser zur Gefängnißstrafe verdammen. Rousseau erfuhr zu Montmorency, in seiner Einsamkeit, das Schicksal seines Buches und dasjenige, womit er selber bedraut ward. Er flüchtete sich nach Yverdon im Bernergebiete. Der dortige Landvogt, Herr Gingins de Moiry, nahm ihn auf wie einen Freund und verschaffte ihm alle die Hülfe, die ein kranker Flüchtling bedurfte. Acht Tage hernach kam Befehl vom Senate zu Bern, den Rousseau nirgends im Berner-Kanton zu dulden. Dieser flüchtete sich nach Moitiers-Travers, in die Gebirge der Grafschaft Neufchatel. Seine Verwandten in Genf baten sich bey dem Magistrat eine Copey des Urtheilspruchs aus, die ihnen den 25. Junius 1762. verweigert wurde. Auf wiederholte Bitten einiger Bürger erfolgten wiederholte Weigerungen. Rousseau beschwur seine Freunde, um seinetwillen keinen Zwist anzufangen. Fruchtlos war seine Beschwörung; nun fand er sich genöthigt, den letzten Schritt zu thun und seinem Bürgerrecht in Genf zu entsagen. Dieses geschah unterm 12. May 1763. Durch die Ent-

sagung

sagung des Bürgerrechtes glaubte er auf einmal die Unruhen zu stillen. — Vom Jahr 1762. bis 1765. blieb er in Moitiers-Travers. Diese ganze Gegend steht unter dem Schutze des Königs von Preussen. Im Namen desselben ward sie von einem schottländischen Edelmann Georg Keith, oder, wie man ihn gewöhnlich nennt, Lord Marschall beherrschet. Von diesem würdigen Mann erhielt Rousseau alle mögliche Beschützung. Montmollin, der Pfarrer des Ortes, trieb seine freundschaftliche Gefälligkeit würklich so weit, daß er dem verschreyten Philosophen selbst Zutritt bey dem Nachtmahl gestattete. Nach und nach ward der Pastor allzu zudringlich, und Rousseau lenkte die zu grosse Vertraulichkeit mit Höflichkeit ab. — Unterdessen hatte der Erzbischoff von Paris in einem Hirtenbrief unsern Philosophen verkezert. Dieser rechtfertigte sich in einem gedruckten Sendschreiben. Gegen seine Feinde in Genf vertheidigte er sich in den Briefen vom Berge. — Verschiedene Triebfedern wurden in Bewegung gesetzt, um den Pastor Montmollin gegen Rousseau in Harnisch zu jagen. Oeffentlich fieng er an, gegen diesen zu predigen. Feyerlich wurde er itzt zur Rechtfertigung seines Glaubens vor das Consistorium vorgefordert. Wegen Krank-

heit entschuldigte er sich schriftlich. Nicht lange hernach schickte der König ein eigenhändiges Rescript an das Consistorium, worinn er ausdrücklich erklärte, daß er den Philosophen unter seinen Schutz nehme. Der Priester Montmollin hatte Rousseaus Untergang geschworen, und, was fast unglaublich scheint, er erreichte seinen Zweck, obgleich der Philosoph von dem Consistorium, dem Staatsrath, dem Gouverneur, ja dem König selbst beschützt wurde. Durch Schmähpredigten hatte er es so weit gebracht, daß, so oft sich Rousseau auf der Strasse sehen ließ, ihm die Bauern mit Flüchen nachfolgten. Am 1. Sept. 1765. stellte der Pastor seiner Gemeine nochmal ihre Pflichten vor, darauf reichte er das Abendmahl, und nach der Kirche warf man Rousseau die Fenster ein. In den folgenden Nächten wurden die Anfälle wiederholt und seine Thüren aufgesprengt. Endlich, in der Nacht vom siebenten auf den achten Sept. drang der ganze aufrührische Haufe in sein Haus; die Thüren wurden aufgebrochen, die Fenster zerschmettert, die Wände zerschlagen und ein Hagel von Steinen fiel in sein Schlafgemach und neben seinem Bette nieder. Fast wäre er ermordet worden. Er rettete sich mitten durch den Haufen, ohne daß es jemand wagte, Hand

an

an seine Person zu legen, und floh auf eine kleine Insel im Bielersee, die dem Kanton Bern gehört. Nach drey Wochen kam Befehl an ihn, das Gebiet der Republick zu verlassen. Bey der kalten Jahrszeit und mit krankem Körper entschloß er sich bey seinem Freund und Gönner, dem Lord Marschall, der sich itzt in Berlin befand, Zuflucht zu suchen. Auf der Reise erhielt er in Straßburg Briefe von Hüme aus Paris, worinn ihn dieser einlud mit ihm nach England zu gehen. Rousseau nahm diese Einladung an und seine Freunde würkten am französischen Hof einen Paß für ihn aus, daß er ohne Gefahr nach Paris kommen konnte. Er reisete hin und wurde von vielen Personen besucht, unter denen sich auch einige Prinzen befanden. Hüme empfieng ihn sehr freundschaftlich, und sie reisten zusammen nach England. Lange vertrugen sie sich nicht. — Lord Walpole ließ einen erdichteten Einladungsbrief des Königs in Preussen an Rousseau in Saint James Chronicle einrücken. Ueber diese Spötterey des Lord Walpole, der Hümes bester Freund war, wurde Rousseau höchlich erbittert. Dadurch entstand zwischen diesem und zwischen Hüme ein sehr unanständiger Federkrieg. Rousseau blieb in England bis 1767. Er lebte auf dem Lande

und

und beschäfftigte sich mit der Kraüterkunde. Endlich gieng er wieder nach Paris und gab daselbst im J. 1768. sein letztes Werk, das Dictionnaire de Musique heraus.

Im J. 1769. verheyrathete er sich mit seiner Haushälterin, Mamsel le Basseur. Da sie schon seit vielen Jahren alle Unfälle mit ihm getheilt hatte, wollte er sie dadurch für ihre Dienste belohnen. Sie wußte sich in seine Launen zu schicken; andre Vorzüge hatte sie nicht. — In Paris nährte sich Rousseau mit Notenabschreiben. In seinen Erholungsstunden machte er botanische Spaziergänge. Im Winter besuchte er oft den Caffée de la Regence; daselbst spielte er Schach oder schwatzte, wovon man wollte, nur nicht von seinen Schriften. — Mit herannahendem Alter wurde er immer empfindlicher. Durch allerley Neckereyen brachten es seine Feinde so weit, daß er endlich keinem Menschen mehr traute. Da sein Vermögen ganz auf die Neige gekommen war und er gleichwol keine Geschenke annehmen wollte, so entschloß er sich 1777. die Hauptstadt zu verlassen und auf dem Lande sein Leben zu beschliessen. Zu seinem neuen Aufenthalt wählte er das Landgut des Marquis von Girardin, zu Ermenonville,

neun

neun Stunden von Paris und sechs von Chantilly entfernet. Daselbst wohnte er mit seiner Gattinn bis an seinen Tod, in einem kleinen Haus unweit dem Schlosse. Eines von den Kindern des Marquis hatte er ausserordentlich lieb gewonnen, und nahm es meistens auf seinen botanischen Spaziergängen mit sich.

Donnerstags den 2. Julius 1778. stand er nach seiner Gewohnheit früh auf, spazierte einige Zeit herum, und kam darauf zum Frühstücken nach Hause; nachher zog er sich an; da er eben im Begriff war, aus dem Haus nach dem Schloß zu gehen, fühlte er einige Uebelkeit und Schwäche über den ganzen Körper. In heftigem Anfall von Kopfschmerzen starb er plötzlich und sank vom Stuhl auf die Erde. Es war niemand bey ihm als seine Frau. — Auf der Pappelinsel ließ ihm der Marquis von Girardin ein Grabmal erbauen.

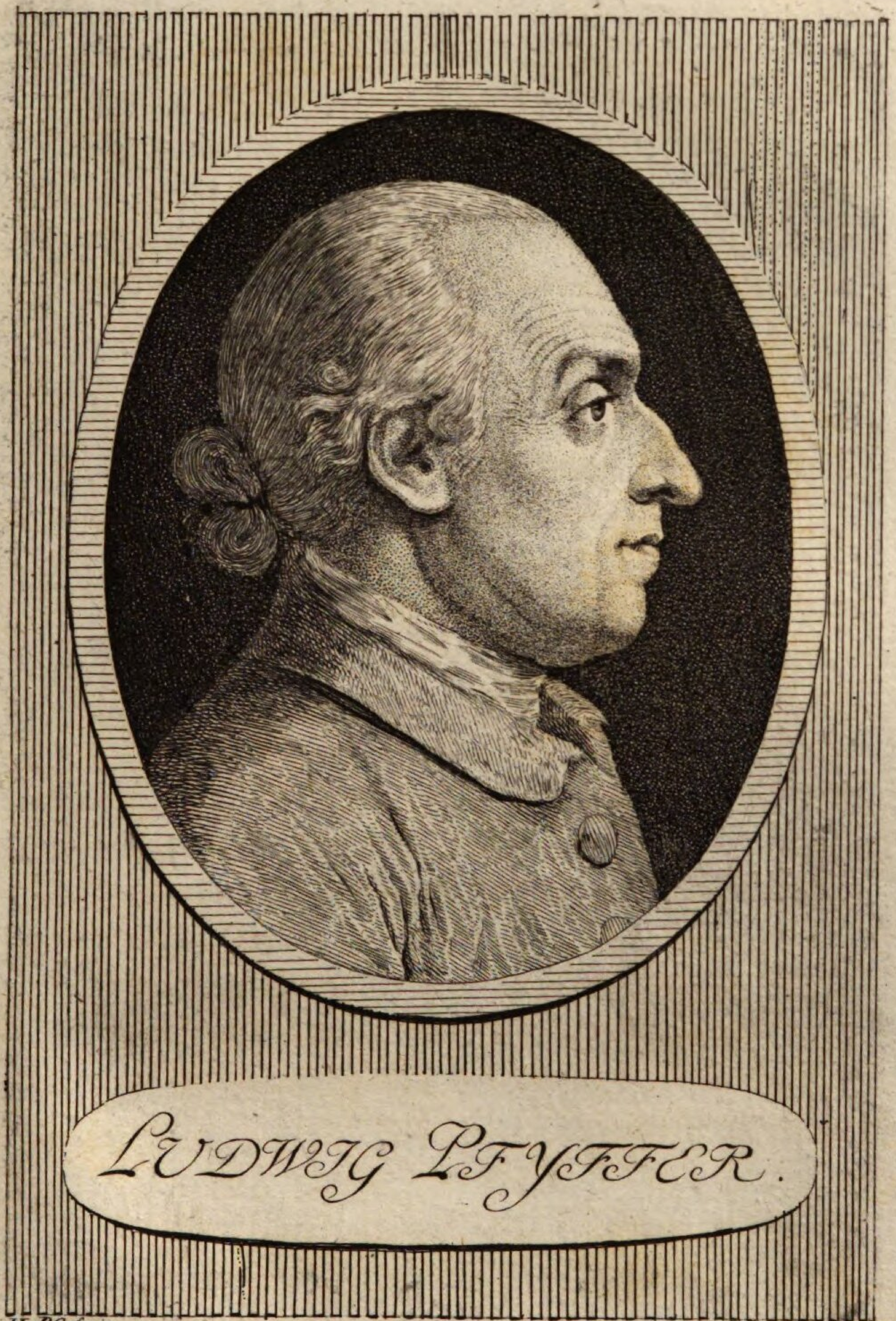
Nach seinem Tode wurde eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke veranstaltet. Unter denselben befinden sich auch die Denkschriften oder Confessions, die er mit gröster Aufrichtigkeit über seinen Caracter und über sein Leben aufgesetzt hat.

Ludwig Pfyffer. *

Derselbe ward zu Luzern im J. 1715. gebohren. Den Adel seiner Geburt erhöhte er durch glänzendes Verdienst und ausserordentliches Genie. — Im J. 1724 kam er als Cadet in französischen Kriegsdienst; im J. 1731. ward er Fendrich bey der schweizerischen Leibwache; im J. 1738. bekam er die Compagnie seines Vaters, ward Ritter von St. Ludwig und Brigadier; im J. 1748. Feldmarschall. Er wohnte den Feldzügen vom J. 1734. bis 1747. und in denselben besonders im J. 1744. den Belagerungen von Menin, Ypres und Freyburg, und den Treffen bey Raucoux im J. 1746, bey Lawfeld 1747. bey; ward im Jahr 1736. des grossen Raths, und im J. 1752. des innern Raths zu Luzern. Er erhielt im J. 1763. ein Regiment nach seinem Namen, welches er im J. 1768. abgedankt, und blieb gleichwol in französischen Diensten, mit der Würde eines General-Leutenants.

Im

* S. Joh. Caspar Füßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Band IV. S. 204.



H. Pf. fecit.

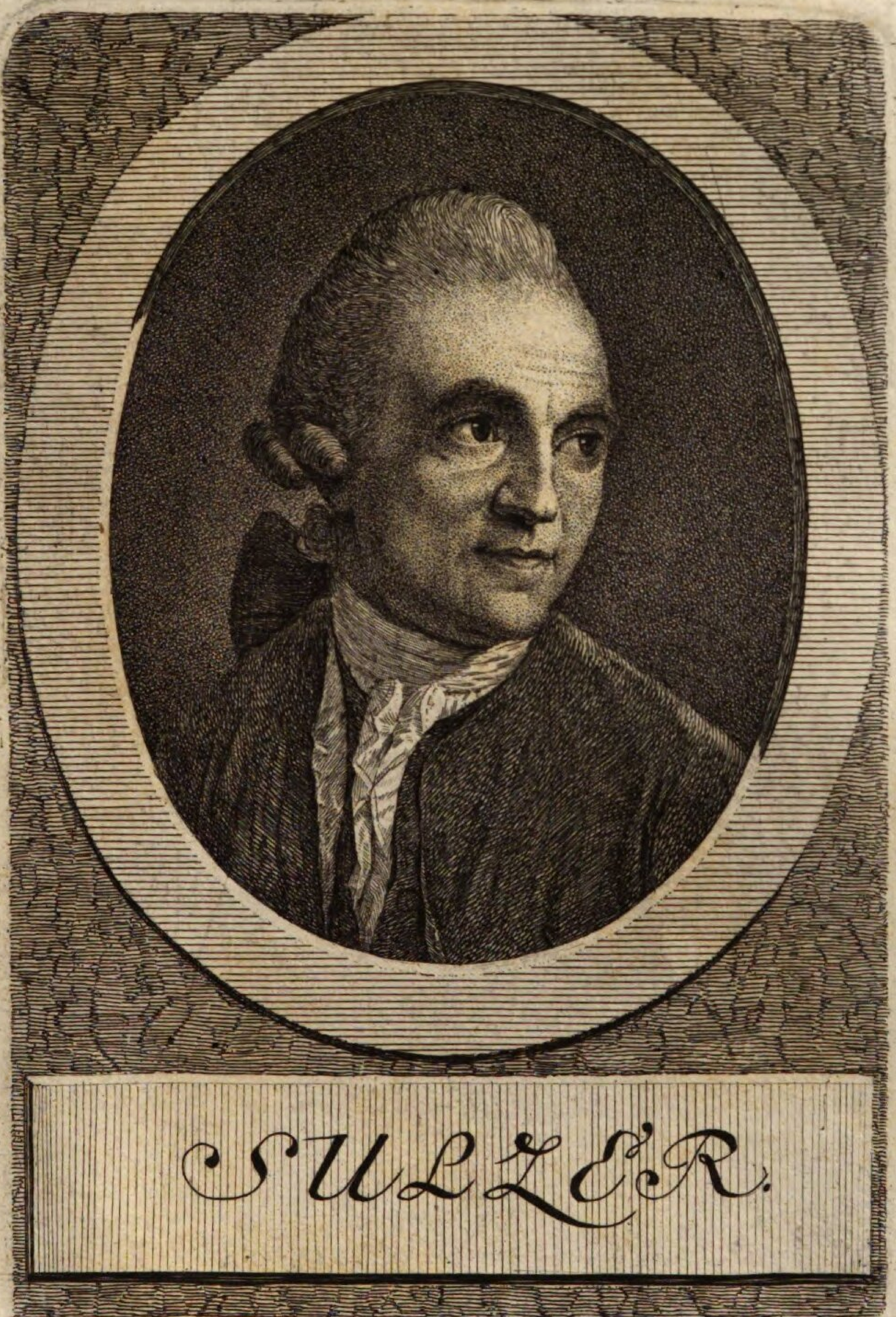
Im J. 1764. erwachte von neuem seine jugendliche Neigung, ich meyne die Neigung zum Zeichnen und zur Meßkunst. Oefters hatte er in frühern Jahren den Pilatusberg bestiegen und dadurch an den Bergreisen Geschmack bekommen. Er faßte daher den grossen Gedanken, die ganze Schweiz nach geometrischem Maaßstab in erhabener Arbeit von Wachs darzustellen. Der Staatsgefangne Micheli auf dem Schloß Arburg befestigte diese Entschliessung durch fernern Unterricht. — Pfyffer nahm sich also vor, den Pilatusberg nach dieser Art zu bilden; da dieses kleine Werk gelang, so gieng er immer weiter. Durch das Ungewohnte in dieser Unternehmung wurden seine Geisteskräfte stärker gespannet und sein Muth feuriger erhitzt. Warm von dem Bewußtseyn einer so schönen und kühnen Unternehmung, arbeitete er also mit erstaunlicher Mühe und Einsicht, so daß gegenwärtig beynahe die halbe Schweiz, als Zug, Ury, Unterwalden, Engelberg, das ganze Luzernergebiet, der Hauenstein bis auf Basel vollendet ist. So genau ist alles dieses gezeichnet, daß er nicht nur alle Höhen, Thäler, Flüsse, Seen und Bäche, sondern selber die kleinsten Jägersteige, die er mit Lebensgefahr ausgeforscht, angebracht hat. — Vielmal mußte er, durch Männer an Seilern

gehal-

gehalten, auf unersteigliche Höhen hinaufgezogen, und wieder in Abgründe heruntergelassen werden. — Um in der Nachahmung der Natur desto treuer zu bleiben, ist sogar der Unterschied in den Holzungen bezeichnet, so daß z. B. beym ersten Anblick die verschiedene Beschaffenheit eines Buchenwalds und Tannenwalds bemerkt wird. Kurz, alles ist so anschaulich entwickelt, daß jeder sein eigen Landhaus zu erkennen im Stand ist. Wenn das Werk complet ist, so soll es 200. Quadratstunden umfassen. Der verjüngte Maaßstab desselben beträgt etwas mehr als einen französischen Schuh für eine schweizerische Stunde. Sieht man diesen geographischen Schauplatz à vûe d'oiseau durch ein Vergrösserungsglas an, so ists, als säh man vom Olymp auf die Erdgebirge hinunter.

Noch bemerken wir, daß Pfyffer in einem Alter von mehr als siebenzig Jahren das Feuer und die Energie jugendlicher Mannskraft besitzt, und daß er mit der Lebensart eines Weltmanns die Einfalt und das offne Wesen eines alten Schweizers verbindet.

Johann



A Graff pinxit.

Johann Georg Sulzer. *

Derselbe erblickte das Weltlicht den 16. Octob. 1720. in Winterthur, einer Municipalstadt des zürcherischen Kantons. Die Eifersucht, womit die Einwohner seines Geburtsortes über ihre Freyheiten wachen, flößte bey Zeiten auch ihm jenen Geist der Freyheit ein, der alle seine Reden, Schriften, Thaten beseelte. In der Jugend hatte sein Vater die Verfolgung der Reformirten in Frankreich erfahren. Dadurch ward in seinem Herzen Abscheu gegen religiosen Parteygeist erzeugt, und lebhaft pflanzte sich dieser Abscheu auf den Sohn fort. Im J. 1734. an gleichem Tag verlor unser Sulzer Vater und Mutter. Von fünf und zwanzig Geschwistern war er das jüngste, und wer ihn gekennt hat, ist überzeugt, daß er nichts weniger als die Frucht erschöpfter Lebenskräfte gewesen. — Bey zahlreicher Familie konnte das Erbtheil nicht anderst als gering seyn. Kaum daß es zur Er-

* Um so viel lieber schränken wir uns auf kurzen Necrolog ein, da Hirzel eine Lebensbeschreibung von Sulzern geschrieben, die in jedermanns Händen seyn wird. Man seh auch Formey und Blankenburg.

ziehung hinreichend war. Unser Sulzer ward dem geistlichen Stande gewiedmet. Der pedantische Unterricht war ihm zuwider. Anstatt des Studiums der Sprachen trieb er lieber geographische und cosmographische Studien. Reisebeschreibungen und Scheuchzers Naturgeschichte waren seine Lieblingslecture. Vom Vater hatte er Geschmack am Gartenbau und überhaupt an der Landwirthschaft geerbet.

Im J. 1736. ward er auf das Gymnasium nach Zürich geschickt. Wolfs teutsche Metaphysik war das erste gelehrte Buch, das er mit Aufmerksamkeit las. Sein Tischherr hingegen empfahl ihm nichts als die Bibel. Die öffentlichen Vorlesungen waren zu wenig zu seiner Fassungskraft heruntergestimmet. Noch ziemlich unwissend verließ er den academischen Hörsaal. Das sitzende Leben war ihm zuwider. Lustparteyen, Spaziergänge, Spiele raubten ihm alle Zeit weg. Immer blieben seine Sitten unsträflich. Johannes Geßner war es, der durch Beyspiel und Handleitung ihn zum Tempel der Gelehrsamkeit führte. Auch Bodmer und Breitinger suchten den Geschmack des Jünglings zu bilden. Noch blieb er unentschieden zwischen dem Studium der hebräischen Sprache, der wolfianischen

schen Philosophie und Linne's System. — Im J. 1739. ward er zum Predigamt eingeweyht. Im J. 1740. ward er Hausinformator in einem der besten zürcherischen Haüser. Hierauf ward er Vikar beym Pfarrer zu Maschwanden. Gerührt von den Schönheiten der Natur schrieb er im J. 1741. die moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur, welche Sack in Berlin herausgab.

In den Gegenden von Maschwanden wurden einige Alterthümmer entdeckt. Durch das Ansehn des benachbarten Landvogts von Knonau erhielt er Erlaubniß zum Nachgraben. An den Ufern der Reuß, zwischen Maschwanden und Lunnern wurden Ueberreste einer alten, römischen Stadt entdeckt.

Im J. 1742. machte Sulzer eine Reise in die benachbarten Alpen, wovon die Nachricht gedruckt ist. Gefährlich krank kam er von der Reise zurück. In Geßners Haus ward er wieder geheilet. — Seither ist er als Hausinformator zu dem reichen Handelsmann Bachmann nach Magdeburg gekommen. Im J. 1744. machte er in Magdeburg Bekanntschaft mit Sacken. Dieser lockte ihn im J. 1745. nach Berlin.

Hier genoß er Eulers und Maupertuis Gesellschaft. —

Während seines Aufenthaltes zu Magdeburg edirte er seine Uebersezung von Scheuchzers helvetischen Bergreisen. Auch schrieb er sein Buch über die Erziehung und Unterweisung der Jugend. — Unterweilen hatte er den Beruf als Instructor des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg erhalten, den er ausschlug. — Auf Sacks und Eulers Fürbitte verschaffte ihm Maupertuis im J. 1747. den mathematischen Lehrstul an dem joachimsthalschen Collegium in Berlin. Grosse Verdrießlichkeiten verbitterten ihm diese Bedienung.

Zu Magdeburg hatte er in Bachmanns Hause die Nichte dieses leztern, Wilhelmine Keusenhoff, kennen gelernt. — Gerne unterzog er sich allen Unbequemlichkeiten seines Professorats, da er durch dieses in den Stand gesezt wurde, das liebenswürdigste Mädchen zu heyrathen. Im J. 1750. erhielt er vom König die Erlaubniß zu einer Schweizerreise. Unterwegs verlobte er sich in Magdeburg mit seiner Geliebten. Von da gieng er mit Klopstok nach Zürich und kam glücklich nach Berlin zurück. Den 29. Octob. 1750.

ward er zum Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften ernennet. Als Mitglied der philosophischen Classe, beschäfftigte er sich mit psychologischen Untersuchungen. Dieselben wurden seither ins Teutsche übersetzt und zusammengedruckt. Seine letzte Abhandlung hatte die Unsterblichkeit der Seele zum Gegenstand, über deren Betrachtung ihn der Tod überraschte.

Ununterbrochnes Speculiren war Sulzers thätigem Character entgegen. Er that kleine Reisen; er lebte bey Hofe; er baute Haüser und Gärten. Immer war er bereit, mit Rath und That dem Nächsten zu dienen. — Im J. 1760. hatte er seine unvergleichliche Ehfreundin verloren. Seit diesem fatalen Streich erholte er sich nie völlig wieder. Um sich zu zerstreuen, erhielt er im J. 1762. die Erlaubniß, ins Vaterland zu reisen. Den Winter durch beschäfftigte ihn seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, die er noch vor seinem Hinscheid vollendete.

Im J. 1763. rief ihn der Frieden nach Berlin zurück. Das Professorleben ward ihm zuwider und er verließ, mit königlicher Erlaubniß, den Lehrstul. Sein Entwurf gieng dahin,

sich mit seinen zwo minderjährigen Töchtern in der Gegend von Zürich niederzulassen, um daselbst in philosophischer Stille den Tod zu erwarten. Der König aber behielt ihn in Berlin zurück und gab ihm ein Jahrgehalt, nebst einer Professorstelle bey der neuentstehenden Ritteracademie. Noch vor Entstehung derselben reisete er mit Mittchel, dem englischen Gesandten, nach Spa. Von da giengen sie im J. 1764. nach Brüssel. Im November kam Sulzer nach Berlin zurück. Seinen Garten und sein Haus hatte er verkauft. Der König aber schenkte ihm unweit der Stadt einen Platz zur Anlegung eines neuen Landsitzes. An diesem Orte brachte er vom J. 1765. bis an sein Ende seine liebste Zeit zu.

Im J. 1765. errichtete der König eine Commission, um die öconomischen Angelegenheiten der Academie in Ordnung zu bringen, und dieser Commission ward auch Sulzer zugeordnet. In gleichem Jahr ward er zum Visitator des joachimsthalschen Gymnasiums ernannt. Einige Jahre hernach bekam er mit Sack und Spalding den Auftrag zur Reformirung der klosterbergischen Schule, wie auch der Schulen und Gymnasien zu Stettin und Stargard. —

Mit

Mit Eifer übernahm er den Auftrag, und Verdruß war die Frucht seiner Bemühung. — Im J. 1768. hatte er zum Gebrauch der Schulclassen die Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens edirt. — Hierauf schrieb er, nach langer Geistesentkräftung wieder in etwas belebet, seine Anmerkungen über den gegenseitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache, und der Sprache in die Vernunft. — Auch dieser Arbeit sieht man es nicht an, daß sie unter mancherley, bald körperlichen, bald öconomischen und politischen Beschwerden, unter Anhaüfung schwarzer Galle, verfertigt worden. „Es ist nun (schreibt er an seinen Bodmer im März 1768.) „meine Art oder Unart, „durch Geschäffte zu dem freundschaftlichen Brief„wechsel und auch zum Studiren untüchtig zu „werden. Briefe an meine Freunde sind Le„ckerbissen, Gerichte eines feinen Nachtisches, „die man nicht zu geniessen verlangt, wenn „man nicht völlige Musse hat zu sitzen, so lang „man will." Unterm 4. Junius schreibt er: „Ich muß es nur gestehn, daß es nicht immer „Geschäffte sind, die mich am Schreiben hin„dern. Bisweilen ist es Trägheit, Unmuth, „oder wie das Ding sonst zu nennen ist. Haü„fige und anhaltende Zerstreuungen setzen mich

„ so sehr aus der Fassung, in welcher ich mei-
„ ne Gedanken sammeln kann, heraus, daß
„ auf jene eine Stille folgt, die mir eben so
„ verdrießlich ist als die gänzliche Windstille dem
„ Seefahrer. Alles, was sonst in der Seele
„ sich zu regen pflegt, wird alsdann schlaff, und
„ bleibt es so lang, bis der Geist, durch die
„ Last seiner eignen Trägheit gereizt, sich wie-
„ der aufrafft." — Endlich gab er im Jahr
1769. sein vontreffliches Wörterbuch der schönen
Künste und Wissenschaften unter die Presse, ein
Werk, ganz den socratischen Grazien gewied-
met „ Mit der Hauptsache, schreibt er hier-
über an Bodmer, „ bin ich zufrieden; ich
„ bin überzeugt, daß ich die wahren Grundsätze
„ der Kritik gefunden, und jeden Zweig der
„ Kunst, wo ihre besten Früchte wachsen, er-
„ kenne; aber in manchen besondern Artickeln
„ hatte ich bisweilen nicht Zeit, bisweilen nicht
„ Lust genug, jedes Einzelne lange genug zu
„ überlegen, und ich gestehe, daß ich an die-
„ sen Stellen oft die einfachsten und hellesten
„ Begriffe nicht erreicht und den leichten und
„ kernhaften Ausdruck nicht gefunden habe."
Der erste Theil dieses unsterblichen Werkes er-
schien in dem Jahr 1771. In demselben sind
die Musen und Grazien, Geschmack und Philo-

sophie,

sophie, gründliche Begriffe und schöner Vortrag vereinigt; durchgängig wird auf den moralischen Zweck der Künste Rücksicht genommen. Zu gleicher Zeit schrieb er für die Academie psychologische Betrachtungen über den sittlichen Menschen. Im J. 1770. entwickelte er in einer andern academischen Schrift den Begriff von dem ewigen Wesen. Im J. 1771. las er der Academie seine Gedanken über einige Eigenschaften der Seele, in so fern sie mit den Eigenschaften der Materie eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Systems von dem Materialismus. — Merkwürdig ist es, daß sein Geist sich mit Betrachtungen über die Todesfurcht bewafnete, da er sich so augenscheinlich dem Tode näherte. Auch aus den tiefsinnigsten Abstractionen wußte er practische Anwendung zu ziehn, und mit gelehrten Nachforschungen blieb immer thätiges Leben verbunden. — In gleicher Zeit trat er in die Chöre der Dramatisten; nicht nur bereitete er des Mercier Deserteur für das Berliner-Theater zu, auch versuchte er zu eben diesem Behuf Shackesspears Cymbellin in ein regelmässiges Stück zu verwandeln. Ein Geschäfft, wozu der Phisosoph wenig gemacht schien!

Um diese Zeit hatte Sulzer den ersten Anfall von jener Krankheit, die ihn der Welt raubte. Hirzel erzählt, daß er sich auf einer Reise, die er nach Dresden und Leipzig that, und auch nachher auf seinem Landgut verkältet, und dadurch ein Brustfieber sich zugezogen, das er vernachlässiget habe. Andre Leute erzählen es anders. Die Königinn von Schweden war in diesem Jahr in Berlin; sie ließ Sulzern einst, an einem heissen Sommertag, spät zum Essen einladen; er war schon erhitzt; unglücklicher Weise kam er in einem Zugwind zu sitzen, und jenes unglückliche Fieber war die Folge. Unaufhörlich kränkelte er von dieser Zeit an.

Im December 1771. erhielt er eine Einladung vom Herzoge von Curland nach Mitau, um ihm bey Errichtung eines neuen Gymnasiums beyzustehen; er lehnte die Einladung ab, entwarf aber, Troz seiner Kränklichkeit, den Plan zu diesem Gymnasium, und bemühte sich eifrig um gute Lehrer für dasselbe.

Im Herbst des Jahres 1773. war er durch Kränklichkeit zu den Geschäfften in der Ecole militaire unvermögend geworden. Itzt wünschte er nur so lange zu leben, bis er seine Theorie vollen-

vollendet hätte, und diese vollendete er im J. 1774. — Was ihm seinen kränklichen Zustand am beschwerlichsten machte, war, wie er an Herrn Reich schrieb, „der Druck der langen „Weile, da er so viele Tage ganz allein, in sei„ne Stube eingeschlossen, zubringen mußte. — „Es kränkt mich, daß ich in einem Alter, wel„ches eigentlich das göldne Alter so vieler mei„ner Mitbrüder ist, unbrauchbar seyn soll. Ich „fange an, des Lebens überdrüssig zu wer„den." — Sein Zeitvertreib war Netze stricken, womit er künftigen Sommer Fische fangen wollte. Dieser künftige Sommer im J. 1775. kam mit immer zunehmenden Leibesbeschwerden, obgleich sich in den Memoiren der Academie auch noch in diesem Jahr von ihm Arbeiten befinden, nämlich die Abhandlungen über die Unsterblichkeit der Seele, physikalisch betrachtet.

Zur Erleichterung seiner Leibesbeschwerden machte er, auf Hallers Anrathen, eine Reise nach Nizza, wovon das sehr interessante Tagebuch gedruckt ist. Auf dieser Reise erhielt er den letzten Beweis von der Achtung des Königs von Preussen; er ernennte ihn, in seiner Abwesenheit, zum Director der philosophischen Klasse

der Academie. — In dem reinern Klima von Italien schien seine Gesundheit zu gewinnen; allein im Herbst 1776. vermehrten sich seine Beschwerlichkeiten.

Am letzten Tage des Jahres 1777. ließ ihn der König von Preussen, nebst Herrn Merian zu sich rufen, und Formey berichtet, daß Sulzer nach ziemlich langer Unterredung mit dem gekrönten Philosophen seinen Freunden gesagt habe, er bestätige von ganzem Herzen Voltairens Urtheil von dem König, den er für den geistreichsten und angenehmsten aller Menschen in der Unterhaltung erklärte. Unter den verschiedenen Gegenständen des Gespräches mit dem Monarchen war die Religion nicht der geringste. Da sie dieser bisher entweder durch orthodoxe Pedanten oder durch leichtsinnige Freygeister nur schief ansehen gelernt hatte, so ward er nunmehr für dieselbe mit Ehrfurcht erfüllt, als ihm Sulzer den wohlthätigen Einfluß des spaldingischen und tellerischen Lehrbegriffs vor Augen gestellt hatte.

„ Den Tag vor seinem Tode, schreibt sein Freund Weguelin, „ redete Sulzer noch mit „ aller möglicher Heiterkeit des Geistes mit sei-

» nen

„ nen Freunden. Als er einstmals durch hef„ tige Schmerzen darinn unterbrochen wurde, „ stieß er einen Schrey aus, setzte aber gleich „ hinzu: Ach Gott, du bist auch Vater; du „ wirst mir nicht mehr auflegen, als ich tragen „ kann. — Und nun fuhr er ruhig fort. Als „ ihm einer seiner Freunde an diesem Tage „ sagte, er hoffe ihn noch einmal wieder zu se„ hen, antwortete er sehr gesetzt: ja, auch ich „ hoffe es; ohne diese Hoffnung würde das Le„ ben ein elender Traum seyn." — Er entschlief sanft den 25. Febr. 1779. und zeigte bis auf die letzte Viertelstunde Gesundheit und Gegenwart der Seele.

Sulzer hat zwo Töchter hinterlassen. Die älteste ist an den churfürstlich-sächsischen Hofportraitmahler, Graf von Winterthur, verheyrathet; die jüngste verheyrathete sich erst nach dem Tode des Vaters mit Herrn Chevalier, königlichem Mahler in Berlin. An diese letztre war der, aus den Zeitungen bekannte Brief des Herzogs von Curland gerichtet, der hier zum Beschluß eine Stelle verdienet. Er war aus Mitau vom 23. April 1779.

„Schon lange suchte ich Gelegenheit, Ihrem „würdigen Vater, dem seligen Herrn Sulzer, „für die Bemühungen, die er aus Freundschaft „zu mir übernahm, und für die wahren Vor„theile, die ihm meine Unterthanen verdanken, „Beweise meiner Erkänntlichkeit zu geben. Sein „Tod, ein Verlust, an welchem ich mit Ihnen „Theil nehme, bringt mich um das Vergnü„gen, meine Absicht auszuführen. Ich schmeich„le mir daher, Sie werden mir die Genugthuung „nicht versagen, und beygehendes Billet, als „ein Merkmal meiner Achtung annehmen." — Das Billet war eine Anweisung auf tausend Thaler.

Karl Bonnet. *

Derselbe ward im J. 1721. zu Genf gebohren. Seit dem achtzehnten Jahr seines Alters stand er mit Reaumür in ununterbrochenem Briefwechsel;

* S. Dictionnaire encyclop. d'Yverdun, l'article Physiologie. Leuen helvetisches Lexikon, Art. Bonnet. — Dictionnaire de Médecine par Mr. Carrere.

Iuel del:

wechsel; frühzeitig ward er ein Mitglied der königl. Societät zu London und des Instituts zu Bononien, auch Correspondent der königl. Academie der Wissenschaften zu Paris. Im J. 1745. erschien sein Traité d'Insectologie; seither von Zeit zu Zeit verschiedene physische und metaphysische Werke; durchgängig mit philosophischer Genauheit auch grammatische Genauheit, mit Hoheit der Gedanken auch Adel des Ausdruckes verbunden; durchgängig auch selbst bey den abstractesten Untersuchungen Hinsicht auf Erweckung warmer, religioser Gefühle. Unter diesen Werken müssen wir vorzüglich die Schrift über die Pflanzen-Blätter, die Betrachtung der Natur, die philosophische Palingenesie, nebst den Untersuchungen des Christenthums, und die Analyse der Seelenkräfte erwähnen.

Bey gänzlichem Mangel historischer Anecdoten, begnügen wir uns, anstatt einer Biographie, folgenden Auszug aus einem Schreiben über Bonnets Character zu liefern.

„Bonnet ist von mittlerer Grösse, ziemlich „beleibt, von gutem Temperamente, obgleich „dieses durch angestrengte Arbeit etwas ge„schwächt scheint. Seine Miene ist offen und

„flößt

„ flößt Zutrauen ein. Ein ganz besonderes Ta=
„ lent hat er, Fragen aufzuwerfen, und durch
„ seine Fragen Ideen zu wecken, die sonst nie=
„ mals erweckt worden wären. Sehr geneigt
„ ist er, von andern das Beste zu denken, und
„ seine Gutherzigkeit ist ohne Vergleichung.
„ Niemals giebt er die Uebermacht seines Gei=
„ stes zu fühlen. Er spricht mit eben so viel
„ Leichtigkeit als Zierlichkeit. So lebhaft und
„ glänzend seine Imagination ist, so wenig
„ schweift sie aus. Keineswegs ist ihm fröhliche,
„ scherzhafte Laune in der Unterhaltung zuwi=
„ der; unvermerkt aber weiß er das Gespräch
„ auf interessante und lehrreiche Gegenstände zu
„ lenken; sein Kopf ist so fruchtbar an wohlge=
„ ordneten Ideen, daß die Unterhaltung mit
„ ihm niemals erschöpft wird.

„ Sein sittlicher Character ist vortrefflich,
„ und er war es von Kindheit auf. Von den
„ gewöhnlichen Ausschweifungen der Jugend
„ blieb er immer verwahret. In jedem mora=
„ lischen Verhältniß, als Sohn, als Freund,
„ als Herr, als Gatte erschien er mit Würde.
„ Die Liebe zur Wahrheit war immer seine
„ herrschende Leidenschaft; ferne von ihm ist
„ jede jener kleinen Leidenschaften, wodurch so

„ vielmal

„ vielmal die grösten Namen entehrt werden;
„ allemal war ihm die Polemik zuwider, in=
„ dem diese die Eigenliebe ins Spiel bringt,
„ wie leicht verschwindt nicht die Wahrheit?
„ In seinem ganzen Betragen ist Bonnet deli=
„ cat und voll Achtsamkeit, wohlwollend und
„ dienstfertig. — Von Jugend auf war ihm
„ die Religion theuer; er studirte sie fleissig, und
„ vielleicht sind wenig Gottesgelehrte, welche
„ mit den heil. Büchern so gut bekannt sind.
„ In denselben liest er täglich einige Stücke,
„ auch wird er sich selten dem öffentlichen Got=
„ tesdienste entziehen, obgleich er wegen seines
„ sehr schwachen Gehöres wenig von der Pre=
„ digt zu verstehen im Stand ist. Er glaubt,
„ durch sein Beyspiel das Volk zu erbauen. Un=
„ terweilen macht er bey sich selber im Stillen
„ religiose Betrachtungen.

„ Seine Bescheidenheit ist aufrichtig, weil
„ er lebhaft von der Schwäche und von den
„ Schranken der menschlichen Vernunft über=
„ zeugt ist. Seine Sanftmuth, seine Heiter=
„ keit, die ununterbrochne Gleichförmigkeit sei=
„ ner guten Laune machen ihn bey jedermann
„ sehr liebenswürdig; wegen seines berühmten

„ Namens erhält er viele, für ihn sehr oft be-
„ schwerliche Besuche.

„ Ich rede nicht von seinen Werken; aber
„ ich kann nicht unerwähnt lassen, daß er auch
„ die Werke andrer Scribenten oftmals besser
„ durchdenkt als diese selber; indem er ihre Sy-
„ steme oder Jdeen zergliedert, scheinen sie un-
„ ter seiner Behandlung ein Licht zu bekom-
„ men, welches ihnen die Urheber selber nicht
„ zu geben vermochten.

„ Sein haüsliches Leben ist einfach; seit
„ fünfzehn Jahren lebt er das ganze Jahr durch
„ auf dem Lande. Des Morgens erwacht er
„ früh und arbeitet bis gegen Mittag; er stu-
„ dirt und componirt nie anderst als auf dem
„ Spaziergang; ist er mit einem Stück fertig
„ geworden, so dictirt er dasselbe dem Schrei-
„ ber. Wenn dieser nicht sogleich zur Hand
„ ist, so kann er Tage und Wochen lang, was
„ er ausgedacht hat, im Gehirne behalten, oh-
„ ne daß ein Wörtgen oder ein Comma aus
dem Gedächtniß verrückt wird.

„ Bekannt ist, daß bey ihm zwey sehr kost-
„ bare Organen, das Gesicht und das Gehör

„ unge-

„ ungemein geschwächt sind. Er selbst kann we-
„ der lesen noch schreiben. Da er hiezu frem-
„ der Beyhülfe bedarf, so erstaunt man, daß er
„ bey so langsamem Fortschritt noch so vieles
„ zu thun im Stand ist; vielleicht daß eben die-
„ se Langsamkeit im Fortschritte die Genauheit
„ und Eleganz in seinen Ausarbeitungen beför-
„ dert. Sein Briefwechsel ist ungemein ausge-
„ breitet und interessant; auch sein flüchtigstes
„ Billet verräth cultivirten Styl und Sprach-
„ richtigkeit.

„ Mit lebhafter Freude ist er bereit, die
„ guten Eigenschaften, die er bey andern be-
„ merkt, ins Licht zu setzen und brauchbar zu
„ machen. Weit gneigter ist er zu loben als
„ zu tadeln. Ungeachtet er gegen die Kritik kei-
„ neswegs gleichgültig ist, so wird er selbst beym
„ unbilligsten Angriff niemals die Mässigung
„ verlieren.

„ Die Methode der Genfer-Academie schien
„ seinem Genie wenig günstig; sein Fortgang
„ im Studiren war anfänglich sehr langsam;
„ ein geschickter Hausinformator brachte ihm
„ zuerst Geschmack für die Litteratur bey; die
„ Schriften des la Plüche erweckten in ihm

 „ den

„ den Geschmack für die Naturgeschichte. Ei-
„ nes Tags sah er auf dem Kamin eines seiner
„ Professoren Reaumürs Insecten-Historie; ehe
„ der Professor ins Zimmer trat, las Bonnet
„ aus diesem Werk einige Blätter; auf ein-
„ mal bemächtigte sich seiner eine ähnliche em-
„ pfindung, wie diejenige, welche den Male-
„ branche ergriff, als dieser den Menschen
„ des Des-Cartes durchblätterte. — Von der
„ Vorlesung hörte und verstand der junge Bon-
„ net nichts mehr; beym Weggehn bat er den
„ Professor demüthig, er möchte ihm dieses schö-
„ ne Buch leihen. Der Professor schlug es ab,
„ unterm Vorwand, daß diese Lecture den Stu-
„ denten von seinen andern Studien abhalten
„ würde; auch auf der öffentlichen Stadtbi-
„ bliotheck ward ihm das gleiche Buch verwei-
„ gert; wegen der Kostbarkeit wollte man es
„ keinem jungen Schüler anvertrauen. Auf
„ wiederholtes, dringendes Anhalten erhielt er
„ endlich dieses Werk, er verschlang es, und
„ seither wiedmete er alle seine Zeit und alle
„ Kräfte dem Studium der natürlichen Geschich-
„ te. Er wiederholte einige Beobachtungen und
„ Versuche seines Meisters, und er entdeckte neue
„ Bemerkungen; dieselben theilte er Reaumürn
„ mit; dieser antwortete ihm auf eine Weise,

„ die

HIRZEL
H. Pf. fecit

„ die den Jüngling in seinen Studien ungemein
„ ermunterte. Seither war Bonnet Tag und
„ Nacht mit seinem Microscope beschäfftigt, und
„ daher kam die Schwäche seines Gesichtes.

Hans Caspar Hirzel.

Derselbe ward gebohren den 21. März 1725. Er hatte das Glück, in der Person seines Vaters, Statthalter Hirzels, das Vorbild republikanischer Tugend zu sehn.

Im J. 1734. hatte dieser würdige Vater den Beruf eines Amtmanns zu Kappel erhalten. Daselbst bekam unser junge Hirzel den ersten Geschmack sowol für die Anmuth der unverdorbnen Natur als auch für landwirthschaftliche Bemühungen. * Von dem grossen Litterator, Inspector Simler, empfieng er Unterricht in der classischen Litteratur. Mit dieser verband er durch

* Man sehe die Wirthschaft eines philosophischen Bauern, s. 18. wie auch die neue und vermehrte Auflage vom J. 1774.

durch glücklichen Zufall das Studium der besten Dichter unter den Teutschen. — Nach Beendigung der Amtsverwaltung kam er mit seinem Vater nach der Hauptstadt Zürich zurück. Nunmehr fieng sein bisheriges Naturstudium an, gelehrter und philosophischer zu werden. Um so viel lieber wählte er den Beruf eines Arztes aus, je mehr dieser Beruf unzertrennlich mit der Untersuchung der Natur verbunden ist. — An Chorherr Geßner fand er einen eben so aufgeklärten als treuen Wegweiser. Beym Unterrichte wurden die Schriften eines Wolf, Linne und Boerhaave zum Grunde gelegt. Sehr fleissig übte er sich auf dem anatomischen Schauplatz; im J. 1744. las er daselbst über die Sinnen.

Die Neigung zu den schönen Wissenschaften führte ihn zu Bodmer, den er als seinen Socrates verehrte und liebte. Bey diesem socratischen Lehrer gewöhnte er sich, das Schöne nicht anderst als in Verbindung mit dem Guten zu lieben. Von Bodmern lernte er die ersten Elemente der Staatskunst und der vaterländischen Geschichte; der Unterricht war also beschaffen, daß er das Herz zur Nachahmung jener grossen Alten erwärmte, und nicht bloß die Urtheilskraft schärfte.

Durch Gleichförmigkeit der Studien gelang es Hirzeln, die hoffnungsvollsten Jünglinge in eine litterarische Conföderation zu vereinigen. Dieselbe trat in schriftliche Unterhaltungen mit ähnlichen Gesellschaften in den benachbarten Kantonen; von ferne leitete Bodmer die Arbeiten der zürcherischen Gesellschaft.

Breitinger, Bodmers Gefehrte in den Bemühungen um die teutsche Litteratur, las den Jünglingen über die Logik und Metaphysik, nach der wolfischen Lehrart; auf solche Weise lernten sie mit dem Geschmack des Schönen den Geschmack des Gründlichen verbinden.

Im J. 1745. gieng Hirzel nach Leyden; daselbst hörte er den Albin, Gaubius und Muschenbroek. Mit äusserster Sorgfalt lernte er von Albin, dasjenige, was die Beobachtung selbst an die Hand giebt, von den abgeleiteten Folgerungen unterscheiden. Gaubius war in der Chymie, was Albin in der Physiologie und Muschenbroek in der Naturlehre. — Im J. 1746. nahm unser Hirzel den Gradum an; er verthädigte eine von ihm selbst verfertigte Streitschrift: Ueber den Einfluß eines heitern Gemüthes auf den Körper, sowol in gesunden Tagen, als auch

besonders zur Zeit epidemischer Seuchen. Bey diesem Thema verband er seinen Hang für das Studium der practischen Philosophie mit der Arzneykunst.

Durch Vermittlung des sel. Pfarrer Weissen von Regenstorf fand er in Potsdam bey Hofrath Arndts, Stadtphysicus und Arzt bey der Garnison und beym Waisenhause, alle Gelegenheit, seine gesammelten Känntnisse in der Ausübung zu zeigen. Arndts war ein sehr glücklicher und verständiger Arzt; grossentheils folgte er der einfachen Heilart seines Schwiegervaters, des berühmten Stahls. Als ein guter Beobachter machte er den Schüler auf die wesentlichen Kennzeichen der Krankheiten aufmerksam, zugleich übte er ihn in seiner einfachen Heilart. Hirzel lernte da, wie man auf ungleichem Wege zu demselben Zweck geführt wird, und wie überhaupt die Natur in Heilung der Krankheit zum besten Leitfaden dienet. Was er in Boerhaven Schule gelernt hatte, heiterte den Begriff von jenen Stahlianischen Naturtrieben auf.

An Arndts Schwager, Stahls würdigem Sohne, fand Hirzel einen Herzensfreund und das Vorbild eines großmüthigen Weisen. Je

begüterter er war, desto mehr war er um edle Anwendung des Reichthums besorgt; in der Stille verbreitete er, gleich einer unsichtbaren Gottheit, thätiges Wohlwollen — junges Verdienst munterte er, und tröstete leidendes; sein Haus war ein Tempel der Fröhlichkeit; jedem Rechtschaffnen war es offen; Gelehrte und Künstler fanden da den ächten Freund und den aufgeklärten Kenner. Allemal sprach Hirzel mit Entzücken von jenen seligen Stunden, die er in dem Umgange dieses Mannes genossen hatte; dem Kopf und Herzen empfahlen sich hier die vorzüglichsten Känntnisse mit den tugendhaftesten Gesinnungen unter dem bezaubernden Schleyer eines weisen Epicuräismus.

Auf der Reise nach Potsdam fand Hirzel in Magdeburg seinen Sulzer * wieder, mit dem er im J. 1742. eine helvetische Bergreise gemacht hatte. Sulzer begleitete ihn zu dem Magister Lange in Laubingen. In dieser poetischen Gegend ward Hirzel wieder von seiner jugendlichen Muse begeistert. Magister Lange hatte eine Gemahlin, mit welcher er das unschuldigste Schä-

* Man sehe Sulzers Leben, welches Hirzel so vortrefflich beschrieben hat.

ferleben führte. Hier glaubte sich Hirzel in Arkadiens göldene Tage verzaubert. Mit ihm unterhielt lange hernach einen poetischen Briefwechsel und setzte ihn in die Freundschaftsrechte des seligen Pyra, mit dem er an Herz und Genie so nahe verwandt war. — Durch Langen war Hirzel mit Kleist in Bekanntschaft gerathen. Dieser versüßte ihm seinen Aufenthalt in Potsdam. Hier sah er, wie Kleists bestes Werk, wie sein poetischer Frühling aus der Dämmerung hervorgieng und auf dem teutschen Parnasse die Morgenröthe des guten Geschmackes ankündigte. — Dieselbe Uebung, welche Hirzels medicinischen Beobachtungsgeist schärfte, schärfte auch überhaupt seinen allgemeinen Beobachtungsgeist; in Erholungsstunden richtete er seine Aufmerksamkeit sehr gerne auf die Semiotik der Seele und des Genies. Mit psychologischer Vorhersehung errieth und beförderte er die Entwicklung noch schlummernder Talente, auch alsdann, wenn sie dem Besitzer noch unbekannt waren. Hirzel erschien in einem Zeitalter, wo noch nicht völlig bezwungne Barbarey die bessern Köpfe gegen ihren bleyernen Zepter empöret — wo jeder, beym Gefühl eigner Stärke, mit enthusiastischer Theilnehmung dem andern hülfreiche Hand beut, — wo keiner dem andern, wie etwann seither, nach

Vermeh-

Vermehrung ihrer Anzahl und Schwächung ihres Genies, eifersüchtig und hämisch im Weg steht. — In Kleistens vertraulichem Umgang lernte Hirzel, was wahre Freundschaft, was ächter Geistesadel, was practische Lebensphilosophie auf Bildung des Herzens und Glück des Lebens vermögen. Zwischen beyden ward der innigste Briefwechsel bis zu Kleists Heldenende fortgesetzt. Kleist hatte ihn mit Spalding und Gleim bekannt gemacht. Jener verstand die Kunst, die Grundsätze und die Methode eines Gegners des Christenthums, eines Shaftesbury, so anzuwenden, daß dadurch das Christenthum desto ehrwürdiger erscheint. Dieser, nämlich Gleim, war der erste, welcher die Teutschen in griechischem Geschmack tändeln, und unterm Tändeln edles Gefühl in die Seele zu giessen gelehrt hatte.

Stahl führte Hirzeln in den Kreis seiner Bekannten; unter denselben befanden sich seine beeden Schwäger, Buchholzen, die sich um Brandenburg so verdient gemacht hatten. In dieser Gesellschaft lernte Hirzel die bewunderswürdige Staatsmaschine kennen, die Wilhelms grosser Muth entworfen und Friedrichs Genie vervollkommnet hatte. Verschiedene, einzelne Ge-

nien wenden in besondern, engen Kreisen die mannigfachen Talente an, die sich in einem Punkte vereinigen; eine grössere Zahl derselben vereinigt sich wieder in einem allgemeinern Punkte, und alles faßt endlich das königliche Genie unter den Gesichtspunkt des gemeinen Besten zusammen. Damals zeigte sich Friedrich in seinem grösten Glanze, nach Schlesiens Eroberung; er reutete die Chikane aus, ermunterte den Feldbau, errichtete neue Manufacturen und baute Sans Soucis, um in Gesellschafter todter und lebender Weisen, in einigen Ruhestunden sich selber zu leben.

In Berlin lernte Hirzel Sacken, Potten, Ellern, Lieberkühnen, Albins Nebenbuhler in der feinen Zergliederung kennen: In Potsdam sah er die berühmten Wundärzte und ihre Operationen beym Leibregiment und bey dem Regiment Prinz Heinrichs.

Im J. 1747. kam Hirzel wieder in sein Vaterland zurück. Sogleich ward er der neuerrichteten, naturforschenden Gesellschaft in Zürich. An der Seite eines Heideggers, nachmaligen Bürgermeisters, wie auch des berühmten Chorherr Geßners zu arbeiten, war für ihn das angenehmste

genehmste Geschäffte. Unter solcher Aufsicht blühte die Gesellschaft zu einem Baum auf, unter dessen wohlthätigem Einfluß der zürcherische Landbau eine weit glücklichere Gestalt annahm. Seither ward Hirzel zum Vorsteher der engern Gesellschaft oder der Landwirthschaftlichen Committee erwählet.

Im J. 1748. verheyrathete er sich mit Jungfer Anna Maria Ziegler, einer Tochter des Rathsherr Zieglers. In seiner Gattinn fand er die tugendhafteste Freundinn. — Von Natur der lebhaftesten Eindrücke fähig, in gleichem Grade für das Unangenehme des Lebens wie für das Angenehme empfindsam, ein eben so feuriger Hässer des Bösen als eifriger Verfechter des Guten, mußte es ihm ungeachtet seiner gefälligen Gemüthsart und frölichen Laune, insonderheit bey der Menge drückender Geschäffte, an Gelegenheit zum Verdruß und zum Kummer nicht immer fehlen. Den wohlthätigen Einflüssen der Philosophie und einer gelaüterten Religion hatte er den Sieg über seine Leidenschaften zu danken; wie leicht mußte ihm nicht dieser Sieg werden, da diese Religion und Philosophie unter dem Reize der ehlichen Liebe, unter der Mine einer zärtlichen und sorgsamen Gattinn jedes kleine

Gewit-

Gewitter verwehte! Auch erkennt er den Werth eines solchen weiblichen Genius, und nach 34. Jahren ist ihm seine Gattinn noch eben so theuer wie an dem ersten, hochzeitlichen Tage. Ihm gebahr sie dreyzehn Kinder; davon sind noch sechse am Leben, und von einer Tochter die im Wochenbett starb, ein hoffnungvolles Kind.

Immer mit den besten und weisesten Menschen umgeben, mußte er nothwendig auch selber weise und tugendhaft werden. Zwar hatte er einen starken Hang zur Trägheit und Gemächlichkeit zu bekämpfen; hiezu kam noch ein schwaches Gesicht, das ihm das Lesen und Schreiben bey Tage mühsam, und des Nachts beynahe gänzlich unmöglich machte. Diese natürlichen Hindernisse zu geschäfftigem Leben überwand das allgemeine Wohlwollen und jene warme Menschen- und Bürgerliebe, die alle seine Handlungen beseelten. Wenn wir ihn in seiner ausgebreiteten Thätigkeit, als Mensch, als Hausvater, als Arzt, als Mitglied der Regierung u. s. w. betrachten, so begreifen wir nicht, wie es ihm möglich gewesen, in seinen seltenen Erholungsstunden grössere Werke hervorzubringen als mancher, dessen Beruf und Hauptgeschäfft die Litteratur ist. Für keine Wissenschaft hatte er aus-

schliessende Neigung; alles Wißbare reizte ihn gleich stark; für jeden grossen Mann in jedem Fache war seine Seele mit Hochachtung erfüllet. Wenn er Schriftsteller worden, so geschah es allemal bey besönderer Gelegenheit und zu besonderer Absicht; nicht blos als Cabinets- oder Catheder-Gelehrter, vielmehr als Mensch und als Bürger war es, daß er die Feder zum Schreiben ergriff, und so ward er Autor, wie es die römischen und griechischen Klassiker geworden — eben deßwegen finden wir in seinen Schriften das Gepräg der Menschheit und des Patriotismus; in denselben athmet populäre, socratische Weisheit, immer genau angepaßt auf Zeit, Ort und Personen, ganz von jenen Schul-Chrien und Gemeinplätzen schriftstellerischer Mietlinge verschieden.

Dichtkunst war sein Labsal; bey ausserordentlichen Empfindungen machte er seinem Herzen Luft, indem er dasselbe in Gedichte ergoß; daher kömmt es, daß sich diese durch das Individuelle und Originale, durch immer neuen und eigenthümlichen Schwung unterscheiden. Voll von Ideen und Bildern, fortgerissen von dem kühnen, poetischen Strome, fehlte es dem Verfasser an Zeit und Geduld, lange an dem Rhyt-

mus

mus zu feilen. Nicht Kunst, nicht Autorsucht, sondern das Herz allein war es, welches sein Genie regierte. So entstanden die Empfindungen des Frühlings im J. 1750. durch die Freude veranlasset, die ihm Kleists Gedicht verursachte — so die Empfindungen bey Betrachtung der Schöpfungswerke im J. 1751. — so die Seligkeit ehlicher Liebe im J. 1755. bey der glücklichen Verbindung seines Bruders. — Andere Gedichte, sowol von lyrischer Gattung als in dem Geist der horazischen Episteln scheint er aus einer für das Publicum nachtheiligen Bescheidenheit im Pult zu vergraben.

Im J. 1748. hielt er die Sommervorlesungen de vera ad felicitatem via.

Mit dem berühmten Salomon Geßner gerieth er nicht nur in genaue Bekanntschaft, sondern genoß auch seines täglichen Umgangs. Dadurch bekam er Gelegenheit, Geßners poetisches und malerisches Genie gleichsam vom Keim, von der Knospe an bis zur Entwicklung zu beobachten. Das Schreiben über die Annehmlichkeit der Zergliederungskunst, welches dem Krito einverleibt ist, enthält die Geschichte der Spaziergänge mit diesem aufblühenden Genie.

So

So unwiderstehlich indessen Hirzels Hang für die schöne Litteratur war, so machte er sich immer heilige Pflicht daraus, diesen Hang seinem jedesmaligen Amte unterzuordnen. Im J. 1751. ward er zu einem Unter-Stadtarzt erwählet, zugleich ward er Mitglied des Sanitätsrathes; seither führte er bey den medicinischen Räthen, welche bey Menschen- oder Viehseuchen mitgetheilt wurden, bald allemal die Feder. Mehrere dieser Räthe sind durch den Druck bekannt gemacht worden. Im J. 1757. ward er von der Regierung zu einer Committee gezogen, welcher wir eine bessere Einrichtung der Wundgeschau oder der oberkeitlichen Anstalten zur Besorgung armer Patienten zu danken haben. Auch ward Hirzel zu einer andern Committee berufen, die er selbst veranlasset hatte, um auf den Fall ansteckender Seuchen ein Lazareth in Bereitschaft zu haben. Würklich ward das Haus am Sellnau dazu eingerichtet; als es einige Jahre hernach abbrannte, ward das in Wiedicon liegende Landgut im Schimmel zu diesem Gebrauche gewiedmet; der dabey sich befindende Garten ward zu landwirthschaftlichen Versuchen für die naturforschende Gesellschaft bestimmet. Im J. 1757. erhielt Hirzel wegen seiner gemeinnützigen Bemühungen eine Vermehrung seines Einkom-

mens; im J. 1761. ward er zum Oberstadtarzt erwählt; damit erhielt er den Vorsitz bey der Wundgeschau, auch ward ihm die Prüfung der Wundärzte und Hebammen nebst der Besorgung des Spitals aufgetragen.

Um diese Zeit erhielt er von Tissot das angenehme Geschenk von seinem medicinischen Avis au peuple. Dieses gemeinnützige Werk übersetzte er; in einer Einleitung schildert er den Character des wahren und falschen Arztes durch solche Kennzeichen, welche auch einen Fremdling in der Arzneykunst ohne Mühe zu geschickter Auswahl eines Arztes bestimmen.

In Betreff der Hebammenordnung fand er, vorzüglich auf der Landschaft, sehr gefährliche Mißbraüche und Mängel. Daher machte er es sich zur Pflicht, wöchentlich zwo Stunden unentgeltlich dem Unterricht der Hebammen zu wiedmen. Da diese Unterweisungen schlecht besucht wurden, wandte er sich an die hohe Regierung; im J. 1774. ward also die oberkeitliche Verfügung getroffen, daß alle Dorfschaften Hülfshebammen wählen und solche in ihren Kosten in der Nähe der Stadt für einen Monat

unterhalten sollen, damit sie dem Unterricht desto besser abwarten können.

Bey der chirurgischen Prüfung sah er oft mit Bedauren, daß, aus Mangel der nöthigen Glücksgüter, die jungen Wundärzte nur den Barbierstuben nachgehen — darum trug er den geschwornen Meistern unter den Wundärzten vor, das Gesetz wegen Wanderschaft der Landschärer dahin abzuändern, daß ein Aufenthalt in der Stadt ihnen für die Wanderzeit dienen sollte. Auch ward dieses genehmigt. Im J. 1754. ward einem anatomischen Demonstrator ein oberkeitliches Gehalt geordnet und eine Committee niedergesetzt zur beständigen Aufsicht über dieses Institut. Von Hirzeln ward dieses erneuerte Institut inaugurirt.

Im J. 1764. hatte er angefangen, seinem Sohn in der Arzneykunst Anleitung zu geben. Bey sonst überhaüften Geschäfften bediente er sich hiezu der frühesten Morgenstunden. Schon über ein Jahr hatte er ihn zu den Besuchen in dem Spital mit sich genommen; ihn ließ er alle Symptomen der Krankheiten aufzeichnen, dictirte ihm die vorgeschriebnen Arzneyen, ließ ihn ihre Würkung bemerken und aufzeichnen; diese

empyrische Känntniß der Krankheiten und ihrer Heilart ward alsdann durch nachherige Kunsttheorie aufgeheitert. Bey den Vorlesungen über die Physiologie legte er Hallers primas lineas — über die Pathologie und über die übrigen Theile der Arzneywissenschaft, Boerhaaven und Gauben, — über die ausübende Arzneykunst Boerhaavens Aphorismen und Home's Grundsätze zum Grunde. An diesen Vorlesungen ließ er mehrere Studiosos Antheil nehmen, die ihn auch bey seinen Spitalbesuchen begleiteten. Diese für ihn angenehme Beschäfftigung setzte er einige Jahre fort, und er hatte das Vergnügen, geschickte Aerzte unter seinen Schülern aufwachsen zu sehen.

Als grosse Aufmunterung in seinen Studien erkennte Hirzel die Freundschaft des Leibarztes Zimmermann. Mit diesem wechselte er vom J. 1757. bis zum J. 1770. da er nach Hannover berufen worden, alle Wochen regelmässig Briefe. In diese ergossen sich Köpf und Herz; beyde theilten einander ihre Lecture, ihre Erfahrungen, ihre innersten Herzensgedanken mit.

Im J. 1761. entschloß sich die naturforschende Gesellschaft, einen Band ihrer Abhandlungen heraus zu geben. Diesen wurde Hirzels

Einwey-

Einweyhungsrede von dem Einfluß der naturforschenden Gesellschaften, besonders auch der zürcherischen Gesellschaft beygefügt. In dem gleichen Bande befindt sich Hirzels Beschreibung eines bösartigen Pockenfiebers, wie auch die erste Ausgabe der Wirthschaft eines philosophischen Bauers; auf diese Ausgabe folgten mehrere mit wichtigen Zusätzen — auch Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen. Der vermehrten Ausgabe vom J. 1774. sind einige Briefe an gelehrte Freunde angehängt. In diesen Briefen befinden sich neue Nachrichten zur Beleuchtung des moralischen sowol als des wirthschaftlichen Characters seines philosophischen Landmanns; so denn die Geschichte von den Bemühungen der ökonomischen Gesellschaft zur Aufnahm der zürcherischen Landwirthschaft. An Aufnahm derselben hatte unser Hirzel nicht geringen Antheil, da er von Anfang an zum Präsidenten bey den Unterredungen mit den Landleuten verordnet und im J. 1770. zum Vorsteher der öconomischen Commission ernannt worden. Auch hat man ihm die Dorftabellen zu danken, die zur Känntniß der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft veranstaltet worden. Seine landwirthschaftlichen Bemühungen brachten ihm auch die Ehre zuwegen, daß er im J. 1763. von der

öconomischen Gesellschaft in Bern, und im J. 1766. von der königl. Societät zu Metz den auswertigen Mitgliedern beygezählt worden.

Im Maymonat 1762. wohnte er in Schinznach einer freundschaftlichen Versammlung bey? Hiebey gab er Anlaß zur Stiftung der helvetischen Gesellschaft; auch ward er zum ersten Vorsteher erwählet. Ein Jahr hernach erhielt er von dieser Gesellschaft den Auftrag, dem Doctor Zellweger in Trogen für eine von ihm eingesandte Abhandlung zu danken. In gleicher Zeit aber starb dieser würdige Patriot und freydenkende Philosoph; Hirzels Zuschrift an ihn ward also in ein Denkmal dieses Mannes verwandelt. Dieses und andere Denkmale, die man den verstorbenen Mitgliedern der helvetischen Gesellschaft errichtete, erweckten bey dem erlauchten Bürgermeister Ott den patriotischen Wunsch, daß man auch verdienten Eidgenossen ausser dem Kreise dieser Gesellschaft solche Denkmale aufrichten möchte. Hirzel wählte sich Hans Blaarer von Wartensee; diesen erhabenen Staatsmann hatte er von Jugend auf persönlich beobachtet; er freute sich, Anlaß zu haben, seinen jungen Mitbürgern in der Geschichte eines Mannes, dem jeder mußte Gerechtigkeit wiederfahren lassen,

sen, das Bild eines ächten, zürcherischen Patrioten zu zeigen, und zwar zu einer Zeit, da eine politische Schwärmerey schädliche Folgen für das Vaterland befürchten ließ.

Im J. 1763. ward Hirzel in den grossen Rath erwählet; mit dieser Ehre übernahm er neue Pflichten; um dieselben treu und geschickt zu erfüllen, durchlief er in den ihm übrigen Stunden die vaterländischen Geschichte und Gesetze; auch hatte er das Glück, bey verschiedenen Anlässen das Zutrauen seiner Mitbürger zu gewinnen. Er ward zu vielen sowol beständigen als zufälligen Kommissionen geordnet. — In gleichem Jahr ward er zum Beysitzer der Synode erwählet; dieses gab ihm Gelegenheit, unter der Geistlichkeit eine Menge gelehrter und würdiger Männer kennen zu lernen; zugleich ward er dadurch veranlaßt, des Inspector Simlers, seines ehmaligen, innigst geliebten Lehrers, academische Rede, von der brüderlichen Liebe unter den Gliedern unsrer Kirche in dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, zu übersetzen; dieser Rede ist Conrad Geßners letzter Wille beygesetzt worden.

Kaum war Hirzel in den grossen Rath erwählt worden, als man ihn dem neueingerichteten Tribunal beygesellte, welchem die Aufsicht über die aüssern Sitten anvertraut ist; auch bediente sich seiner die Regierung bey Errichtung eines Polizeygesetzes für das Landvolk. — Das folgende Jahr ward er in die Commission verordnet, welche die Erbauung des Waisenhauses und die Einrichtung des Zuchthauses besorgte. Ebenfalls ward er ein Mitglied der Commissionen zu besserer Einrichtung der Aemter-Rechnungen, zur Untersuchung der oberkeitlichen Zehntenrechte, zur Verbesserung der Waldungen, zur Verbesserung der Schulen u. s. w. Die Stiftung der Kunstschule gab ihm Gelegenheit zur Verfertigung einer katechetischen Anleitung der gesellschaftlichen Pflichten, welche in der Kunstschule zum Grunde der Unterweisung gelegt wird; auch ward er den hohen Kuratoren dieses gemeinnützigen Instituts beygeordnet; so unermüdet als er vormals an dem Entwurf desselben gearbeitet hatte, eben so sehr war er seither um seine Erhaltung und Aufnahme bemühet.

Unter vielerley Geschäfften schrieb er in einigen Erholungsstunden den philosophischen Kaufmann, Fragment eines grössern Werkes, wel-

ches

ches er nicht fortgesetzt hat. — Besonders wichtig sind seine beyden neuesten Werke, das eine Sulzers, — das andre Heideggers Leben. Zu Verfertigung dieser unsterblichen Denkmale war er um so viel fähiger, da er mit diesen beeden Männern sehr vertraulich gewesen. Für das vorzüglichste Glück schätzte er seine zahlreiche Bekanntschaft mit grossen und edeldenkenden Menschen. Mit bescheidenem Selbstgefühl sagte er oftmals, daß, wenn er etwas Gutes vollbracht habe, solches als Zurückprellung der Einsichten und Handlungen, die ihn in seinen Freunden gerührt hatten, anzusehen seyn müsse.

Im J. 1778. ward er durch freye Wahl in den täglichen Rath aufgenommen; bald darauf ward er dem Kirchenrath oder dem Collegio Examinatorum beygesellet. Durch den Beysitz in diesem Collegium erhielt er die beste Gelegenheit, nach Herzenswunsch für Ausbreitung geläuterter Religion und für den öffentlichen Unterricht in der Stadt und auf dem Lande, in höhern und niedern Schulen, zu sorgen. — Im J. 1780. ward er zum Mitgliede der neu-errichteten, oberkeitlichen Committee zur Beförderung des Landbaus erwählet. Ausser vielen andern wandelbaren Commissionen, wohnt er

 auch

auch den vieljährigen Berathschlagungen über die Erneuerung des französischen Bundes und über die genferischen Streitigkeiten bey. —

Johann Georg Zimmermann.

Ward im J. 1728. in Brugg einer Munizipalstadt von Bern gebohren. Er legte in der Schule zu Bern den Grund seiner Studien, und reisete von da nach Göttingen, um unter Hallern die Arzneykunst zu studiren. Dieser grosse Mann, der jedem guten Schüler gerne beystand, schenkte Zimmermann, dessen Fähigkeiten und Fleiß ihn bald einnahmen, seine ganze Liebe: Er nahm ihn in sein Haus auf, und leitete den Liebling mit väterlicher Hand auf der gefährlichen Bahn. Hier hatte Zimmermann das Glück Augenzeuge der glücklichen grossen Versuchen und Untersuchungen zu seyn, mit denen Haller in der Anatomie und Physiologie Epoche machte: mußte dann nicht bey einer solchen Erziehung das junge Genie zum Mann, zum grossen nützlichen Arzt anwachsen!

Die

Graff pinxit. H. Pf. fecit.

Die Abhandlung über die Reizbarkeit, welche er bey seiner Beförderung zur Doctorwürde in der Arzneykunst im J. 1751. in Göttingen herausgab, verschaffte ihm schon beym Antritt der Schriftstellerbahn einen grossen Platz unter den theoretischen Aerzten.

Er kam darauf in seine Vaterstadt zurück, welcher er in der ausübenden Arzneykunst wichtige Dienste leistete, wodurch er seinen Ruf in diesem Fache durch einen grossen Theil der Schweiz ausbreitete.

Doch war diese Sphäre für einen so thätigen Mann zu klein, er füllte manche Stunde mit Bearbeitung wichtiger Schriften, und mit einem ausgedehnten, für seine Freunde so wichtigen als erquickenden Briefwechsel aus.

Im J. 1768. folgte er einem Ruf als königl. Großbritannischer Leibarzt nach Hannover; wo sich ihm eine weitere Bahn als Arzt zu wirken, durch den nördlichen Theil Teutschlands eröffnete. Eine ununterbrochene Zerstreuung, welche ihm sein unermüdeter Fleiß verschaffte, ist und war immer das Mittel, den Kummer zu mildern, den das härteste Schicksal, das ihn mit

dem

dem Tod seiner Geliebten, die ihm alles war, und die er im J. 1770. verlor, auf eine traurige Weise zu verfolgen anfieng, ihm machte. Eine Reihe von Ungemach mußte seinen philosophischen Muth immer mehr stärken. Im Junius 1771. reiste er nach Berlin, um durch die geschickten Hände des Herrn General-Chirurgus Schmukers und Herrn Professor Meckels seine sinkende Gesundheit wieder zu erhalten. Mit philosophischer Standhaftigkeit unterwarf er sich einer schmerzhaften Operation, die ihn baldigen Tod oder Gesundheit erwarten liesse; bey der Operation selbst war er so mannlich, daß er, ungeachtet der peinlichsten Schmerzen, mit seinen Wund-Aerzten über seine Umstände sprechen, sie ermuntern und leiten konnte. Das Gebet seiner Freunde und vieler Hunderten, die dem grossen Mann ihre Gesundheit, ihr Leben dankten, brachte Segen für ihn; die Vorsehung schenkte ihnen von neuem den lieben Freund, den treuen Arzt. Während seines Aufenthalts in Berlin genoß er das Glück einer Unterredung mit dem Grossen Friderich; eine Ehre für einen teutschen Gelehrten, die Herrn Zimmermann mit Recht schmeichelte. Gesund empfiengen ihn in Hannover seine Freunde wieder, und nun lebt er noch

da

da in steter Geschäfftigkeit seinen Nebenmenschen in Palästen und verlaßnen Winkeln zu helfen.

Seine herausgegebnen Schriften sind.

Das Leben des Herrn von Haller, 1755.

Betrachtungen über die Einsamkeit, 1756. von welchen in Leipzig im Jahr 1773. eine neue umgearbeitete Ausgabe erschienen.

Vom National-Stolz, die im J. 1758. und hernach 1768. vermehrt und verbessert heraus gegeben worden.

Von der Erfahrung in der Arzneykunst, 1763.

Von der Ruhr, 1767.

Und verschiedene Beyträge in periodische Schriften, besonders das Hannoverische Magazin 1779. sind Zeugen eines hellen philosophischen und medicinischen Beobachtungs-Geistes, und einer weiten Belesenheit — Stärke des Ausdrucks, poetische Lebhaftigkeit, Laune, und reiner Witz, der bisweilen zur scharfen Satyre wird, machen seine Schriften allgemein gefällig und nützlich.

Ein teutscher Verfasser (siehe, Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten, Berlin 1781. erster Band seite 304.) sagt von ihm „ in sei„ nem ganzen Vortrage herrscht Ordnung und „ Bündigkeit; sein Styl ist mehr blühend und „ geschmückt als präcis; die Fülle seiner Em„ pfindungen reißt ihn einige mal zu poetischen „ Ausdrücken fort. Durch die stete Befeilung, „ da er mit rühmlicher Selbstverlaügnung oft „ die witzigsten und beredtesten Stellen wegtilg„ te, die mehr schimmernd, als lehrreich wa„ ren, haben seine Schriften nach und nach „ einen hohen Grad von Correctheit und Rei„ nigkeit erhalten, der von classischem Geschma„ cke zeugt.

Schade, daß dieser belehrende Schriftsteller, zwar durch ausgedehnte Ausübung seines Berufs und öftere Reisen aus Pflicht, so sehr von Schriftstellerarbeit entfernt worden ist! wie viel Nutzen könnte er als lehrender Arzt stiften, wie vielen Stoff fände sein Witz mit Lachen die Menschen Weisheit zu lehren, und von schädlichen Abwegen auf die rechte Strasse des wahren Glücks zu leiten!

Isaac

del: Pfen: fecit

Isaac Iselin.

Iselin ward den 7. März 1728. in Basel gebohren. Sein Vater war ein Handelsmann; seine Mutter Anna Maria Burkhardt, eine Tochter des Rathsherrn Christoph Burkhardts. Wegen der fatalen Umstände seines Vaters, ward der junge Iselin ausser dem väterlichen Hause von seiner Mutter und Großmutter erzogen. Frühzeitig ward er von diesen beeden vortreflichen Frauen zur Weisheit und Tugend gebildet. Die Mutter insonderheit war eine der rechtschaffensten und aufgeklärtesten Damen. Ihr einziger Fehler war eine ausserordentliche Empfindlichkeit und ein allzugrosses Mißtrauen in die Gesinnungen der Menschen. Diese Gemüthsart war eine Folge nicht blos ihres Temperamentes, sondern auch verschiedener Uebel, die sie eben in demjenigen Alter auszustehn hatte, in welchem der Character feste Bestandheit zu bekommen anfängt. Aller Orten sah die zärtliche Mutter Gefahr der Verirrung für ihren einzigen Sohn; daher kam es, daß dieser sich eine Art von Schüchternheit zuzog, die ihm in der Jugend ein etwas pinselhaftes Aussehn gab, das er hernach

nicht

nicht ohne Mühe abzulegen im Stand war.

Dem Doctor Linder, seinem ersten Lehrer in den Studentenjahren, glaubte Iselin am meisten zu danken zu haben. Ungeachtet die Gelehrsamkeit dieses Mannes ziemlich unbedeutend gewesen, so fiel er doch glücklich auf den Einfall, seinem Schüler nebst Quintilians Schriften des Heineccius Elementa Styli cultioris und Winklers Anfangsgründe der wolfischen Philosophie zu erklären. Diese Schriften und Gottscheds vernünftige Tadlerinnen brachten dem jungen Menschen den ersten Geschmack für Philosophie und schöne Litteratur bey; nachher fielen ihm Wolfens eigne teutsche Schriften in die Hand; mit Entzücken las er desselben vernünftige Gedanken von Gott, von der Seele des Menschen und von der Welt. Des Morgens studirte er diese und ähnliche Schriften mit seiner verehrungswürdigen Mutter; des Abends mit seinem Herzensfreunde, dem Obrist Frey. Dieser letztre machte ihn mit der französischen Litteratur bekannt. So sehr sichs einige unsrer teutschen Schöndenker angewöhnt haben, die französischen Schriftsteller verächtlich anzusehn, so glaubte Iselin immer, daß sie für die Teutschen eben

so

so wichtig seyn, als es z. B. die Griechen für die Römer gewesen.

Ziemlich jung ward er mit Spreng, dem Uebersetzer der Psalmen, bekannt; diesen Mann suchte er als grossen Poeten: Von demselben aber lernte er blos das Mechanische der Dichtkunst. Die ächten, poetischen Schönheiten, die Erfindung, die Zusammenordnung der Theile, die Oekonomie des Ganzen, die Auswahl der Farben und Bilder, das glückliche Mittel zwischen Verschwendung und Dürftigkeit im Ausdruck, die moralische Würkung u. s. w. — alles diß ward wenig in Betrachtung gezogen. Immerhin wagte es der junge Lehrling Verse über Verse zu schmieden; mehr als einen Band von solchen hatte er seither den Flammen geopfert, und von allen seinen poetischen Versuchen ward nicht mehr als ein einziger Bogen gedruckt. Durch dergleichen Uebungen indeß erwarb er sich jene Leichtigkeit des Styls, die man in seinen Schriften bemerkt.

Spreng brachte ihn in Bekanntschaft mit einem gewissen Herrn Beck von Thun, der nachher (wo ich nicht irre,) als preussischer Kriegs- und Domainenrath gestorben ist. Dieser da-

mals noch sehr junge Mann hatte weit mehr poetisches Genie als Spreng, dessen Schüler er in der Ferne war; er lebte nämlich niemals in Basel, sondern schickte Sprengen dahin seine schriftlichen Versuche. Zwischen diesem Jüngling und Iselin entstand ein freundschaftlicher, litterarischer Wetteifer. Noch weit mehr hatte Iselin dem berühmten Rhätier, Ulysses von Salis, zu danken, diesem nachherigen Eiferer für die Beförderung des Erziehungswesens. Derselbe besaß eine reiche und starke Einbildungskraft; jener feurige Muth, der ihn seither bey so vielen, wichtigen, politischen und litterarischen Unternehmungen begeisterte, belebte schon damals sein aufblühendes Genie. Electrisch theilte die Flamme sich mit und ergriff seine Freunde. Schon war er durch die Bekanntschaft Vater Bodmers und einiger junger Gelehrten in Zürich mit den ächten Grundsätzen der Philosophie und Critik vertraulich geworden. Durch ihn gerieth Iselin in gleiche Bekanntschaft. Unter anderm verschaffte er ihm den Briefwechsel mit einem jungen Gelehrten in Zürich, dem nachherigen Pfarrer Schinz in Altstetten. Auch ward er, gleich diesem und mehrern andern Zeitgenossen, von dem Fieber der anacreontischen Muse ergriffen; eine Krankheit, welche Hirzel

sehr

sehr wohl die Kinderpocken des helvetischen Witzes genannt hat.

Durch das Beyspiel andrer junger Genien in Bern und in Zürich erwachte auch in Iselin jener enthusiastische Stiftungsgeist. Nebst einigen Freunden errichtete er eine gelehrte Gesellschaft, zu deren Vorsteher er sich aufwarf; dieselbe daurete aber nicht lange.

Als die Zeit zur Erwählung einer Berufsart herannahte, entschloß er sich, ohne daß seine Mutter ihn weder aufforderte noch hinderte, ganz den Wissenschaften zu leben. In dem Studium der alten, classischen Litteratur genoß er, ausser Andreas Linders Handleitung, den Unterricht des Antonius Birrs. — Fleissig besuchte er Thurneysens Vorlesungen über die Vernunftlehre und Redkunst, über die Sittenlehre, über das canonische Recht und über die Pandecten. In der Meßkunst hörte er den Johann Bernoulli; indeß beschäfftigte er sich mit den mathematischen Wissenschaften nicht sehr, da ihm andre Lieblingswissenschaften ganz alle Zeit wegnahmen. Bey Andreas Weyß, nachherigen Professor in Leyden, nahm er Unterricht in dem Naturrecht. Nicht so fast aus besonderer Neigung,

als vielmehr um sich einen Stand zu verschaffen, legte er sich nunmehr auf die Jurisprudenz. Er begab sich nach Göttingen, wohin er vorzüglich durch den Namen eines Simonetti hingelockt wurde. Bey diesem studirte er die Vernunftlehre. Der methodische und fast mechanische Gedankengang seines Wolfianismus sollte bey dem Jüngling den Mangel mathematischer Känntnisse und Uebungen ersetzen. — Ein andrer seiner Lehrer in Göttingen war Hofrath Schmaus, welcher dem Wolfianismus eben so sehr zuwider, als hingegen Simonetti demselben günstig gewesen. Nichts desto weniger war Schmausens historischer Vortrag, so wie seine Methode in Behandlung des Staatsrechtes und der Staatistik so hell, so bestimmt, so ordnungsvoll als bey irgend einem der geübtesten, philosophischen Denker. Hätte er mit seinen historischen und juridischen Känntnissen Geschmack und Schreibart verbunden, vielleicht wär er alsdann einer der besten, teutschen Schriftsteller geworden. Von Göttingen aus hatte er immer viel Licht über ganz Teutschland verbreitet. Die Schweiz liebte er vorzüglich, woselbst er einige Jahre zu Basel in dem Dienste des Marggrafen von Baden zugebracht hatte. Unserm Iselin flößte er den Gedanken ein, das eydgenössische Staatsrecht in ein System

stem zu bringen. Nur das erste Buch desselben ist als eine Inaugural-Disputation in öffentlichem Drucke erschienen; von dem zweyten und dritten ist nicht viel mehr als das Gerippe vorhanden. Vor ungefähr zwanzig Jahren überließ Iselin die gesammelten Materialien dem seligen Gleser zu Verfertigung seiner academischen Abhandlung über die eydgenössischen Bündnisse. — Bey Ludwig Martin Kahle hörte unser junge Gelehrte das bürgerliche Recht. So geschickt Kahle als Philosophe gewesen, so mittelmässig war er als Rechtsgelehrter; daher kam es, daß unter solcher verkehrter Anleitung Iselin die ohnehin schwache Neigung zur Rechtsgelehrsamkeit noch völlig verlor. Mit mehr eifer studirte er bey Schmaus die Reichsgeschichte, und bey Georg Ludwig Böhmer das Feudalrecht, das canonische und Kirchenrecht; auch schätzte er sich ungemein glücklich, den Umgang eines Mosheims, Hallers, Geßners, Ayrers u. a. genossen zu haben. Unter andern Freunden, mit welchen er in Göttingen bekannt wurde, waren auch Rathsherr Jenner von Bern und Leibarzt Zimmermann in Hannover.

Als er wieder in seine Vaterstadt nach Basel zurückgekehrt war, wurde er im J. 1749.

nebst zween andern Candidaten von dem academischen Senate zu dem Lehramt des Natur- und Völkerrechtes vorgeschlagen; das Loos aber, welches entscheidet, war ihm nicht günstig. Im J. 1754. gieng er, (nach vaterländischer Uebung) auf Reisen. Selber gesteht er, daß er in Paris weit mehr Zeit auf Besuchung der Schauspiele als auf das Studiren verwendt habe. Indeß besuchte er nichts desto weniger fleissig die königliche Bibliotheck; auch sah er zuweilen die berühmten Parisergelehrten, einen Fontenelle, den Abt Sallier, Rousseau, Büffon, Nollet u. a. Bey diesem letztern studirte er die Experimental-Physik. Sehr oft pflog er Umgang mit dem berühmten Mignaturmahler Massee. Dieser damals schon ziemlich betagte Mann zeichnete sich durch edles und offenes Betragen, durch gefälligen Witz und durch ausgewählte Schreibart eben so sehr aus als durch seine Mahlertalente. Immer hatte dieser Künstler viel Güte und Freundschaft für unsern Iselin. Eben so genoß er des freundschaftlichen Umgangs der Frau von Grafsigni, dieser berühmten Verfasserinn jener peruvianischen Briefe. Das gröste Vergnügen und den meisten Vortheil, welche Iselin aus seinem Aufenthalt in Paris zog, hatte er diesen beyden letztern Personen zu danken. Immerhin fand

er

er sich durch das Andenken an jene Zeiten in dem Gedanken bestätigt, daß junge Leute auf Reisen mehr Zeit und Geld verlieren als sie Vortheile gewinnen, und daß es höchst selten sey, vor dem dreyssigsten oder wohl gar vor dem vierzigsten Jahr mit vorzüglichem Nutzen zu reisen.

Noch einige Zeit nach seiner Zurückkunft in Basel unterhielt Iselin mit oben erwähnter Frau von Graffigni einen Briefwechsel, der grossentheils die teutsche Litteratur zum Gegenstand hatte. Besonders entzückt schien diese Dame über einige Stellen aus Wielands Natur der Dinge, die ihr unser junge Gelehrte in der Uebersetzung mitgetheilt hatte.

In seiner Vaterstadt fieng er nun an, sich eifriger als niemals den juridischen Studien zu wiedmen. Er nahm sich vor, das römische Recht nach philosophischen Grundsätzen zu untersuchen; seine Lieblingsstudien waren Philosophie und Geschichte; beyde verband er; der einen bediente er sich, um mehr Licht, mehr Anmuth und Nutzen aus der andern zu ziehn. Schon damals setzte er sich ein Werk vor, welches mit seiner Geschichte der Menschheit, die er hernach verfertigte, einige Aehnlichkeit hatte. Auch las

und sammelte er Urkunden, um sein eydgenössisches Staatsrecht vollenden zu können; zugleich war er mit philosophisch-politischer Behandlung der helvetischen Geschichte beschäfftigt. Alle diese Entwürfe wurden vereitelt, als im J. 1754. das Loos ihn von dem historischen Catheder ausschloß und ihm hernach im J. 1756. durch eben dieses Loos die äusserst mühsame Aufsicht über die Staatskanzley zufiel.

Da im J. 1754. sein Oncle, Isaac Burkhardt, als Gesandter auf die eydgenössische Tagleistung verreiste, begleitete ihn unser Iselin. Unterwegs hatte er Gelegenheit, in Zürich die grossen Beförderer des guten Geschmacks, einen Bodmer und Breitinger, kennen zu lernen. Mit Salomon Geßner, dem Dichter, mit dem damaligen Staatsschreiber und nunmehrigen Rathsherr Hirzel und mit andern geistreichen Jünglingen, die seither die Zierde des Vaterlandes geworden, trat er in genaue Bekanntschaft.

Im J. 1760. hatte er aus Anlaß des Jubiläums der baslerischen Universität das Vergnügen, die eben erwähnten Freunde, Geßner und Hirzel, nebst dem itzigen Statthalter Schinz

bey

bey sich zu sehen. Ohne weitere Absicht, als nur um die Freuden des freundschaftlichen Wiedersehens wiederholt zu geniessen, verabredeten sie eine Zusammenkunft in Schinznach; diese Zusammenkunft war es, welche der helvetischen Gesellschaft den Ursprung gegeben.

Im J. 1755. fieng er an, seine schriftstellerischen Talente dem Vaterlande zu wiedmen. Nicht als Schulgelehrter, als Mensch und als Bürger betrat er die litterarische Laufbahn. Durch Ungereimtheiten, die er auf seiner Zunft hörte, ward sein edler Enthusiasmus entflammet; er gieng nach Haus, setzte seine Feder an und schrieb die patriotischen und philosophischen Traüme eines Menschenfreundes. Ungefähr zu gleicher Zeit schrieb er die Warnungen wider die Geringschätzung des Wahleydes, wie auch den Entwurf zu einer Gesellschaft, welche er gerne in Basel zu Beförderung der Künste und Wissenschaften hätte errichten mögen. Diese patriotischen Warnungen und Wünsche blieben fruchtlos, so wie die freymüthigen Gedanken über die Entvölkerung seiner Vaterstadt, die er im J. 1758. herausgab, und die Entwürfe zur Verbesserung der Baslerischen Erziehungsanstalten, die er in den

J. 1762. und 1779. durch den Druck bekannt gemacht hatte. — Unter mehrern andern Schriften, wodurch er sich die Hochachtung jedes Menschenfreundes erworben, erwähnen wir nur seiner Geschichte der Menschheit, die zu wiederholten malen vermehrt aufgelegt worden, wie auch seiner Ephemeriden der Menschheit. Aus diesen beyden Werken leuchtet ein Geist hervor, dem es bey Ausbreitung der mannigfaltigsten Känntnisse um nichts anders als um Ausbreitung menschlicher Glückseligkeit zu thun ist. Mit Hintansetzung aller Nebenabsichten, schreibt er voll warmen Gefühls für die Tugend; vielleicht daß er, aus edler Güte des Herzens, zuweilen allzu sehr lobte, was ihm im Ganzen und durch die Absicht gut schien, obgleich es in den Theilen und in der Ausführung fehlerhaft seyn mochte; eben so freymüthig tadelte er alles dasjenige, wovon er überhaupt eine schlimme Würkung im Moralischen oder im Politischen befürchtete, wenn es schon in seinen Theilen oder auch im Ganzen kunstrichterischen Beyfall verdiente. So absichtlos er aber immer zu handeln glaubte, so konnte er doch nicht verhüten, daß man ihm nicht oft Absichten zuschrieb; so kömmt es zuweilen, daß, je unparteyischer der Schriftsteller

ist,

NEKER.

Pfenninger fecit

ist, er es zuweilen mit allen Parteyen verderbet. Mit Recht pflegte er von sich selber zu sagen:

In Moderation placing al my glory,
The Torys call me Whig, and Whig a Tory.

Necker.

Nur ein zweiter Necker wird ihn in seiner ganzen Grösse zu schildern im Stand seyn, so wie er selber seinen Colbert dargestellt hat. — Seine Voreltern waren ursprünglich von Cüstrin; sein Vater war Professor in Genf. Ungefehr anfangs des dritten Jahrzehents in dem achtzehnten Jahrhundert erblickte Necker das Licht der Welt. In Genf genoß er eine gewöhnliche Erziehung. Alles, was mir von seiner ersten Jugend bekannt worden, ist, daß er auf der Schule einige Prämien wegen seiner guten Aufführung erhalten. Frühzeitig belustigte er sich mit der Dichtkunst; er verfertigte sehr viele Gedichte; unter andern drey Lustspiele, in welchen Molierens Laune und Beobachtungsgeist hervorleuchtet.

leuchtet. Aus ungedruckten Handschriften weiß ich, daß er sich mitten unter den tiefsinnigsten Berechnungen und bey den weitaussehendesten Entwürfen sehr gerne hinwegstiehlt, um sich ganz der Begeisterung seines philosophischen und launigten Cappricio zu überlassen. Von ihm hab ich eine satyrische Lobrede, le Bonheur de Sots gesehn, wovor sich selbst eines Erasmus Laus Moriæ im Schatten verliert. Auch hat er schon im zwanzigsten Jahr seines Alters ein Schauspiel, in der Manier der Femmes savantes, verfertigt, welches mit dem Beyfall des theatralischen Tribunals in Paris bekrönt worden, dessen Aufführung aber er selbst verhinderte. Sehr jung kam er nach Paris in das Handelscomtoir Herrn Vernets, seines Verwandten. Kein Jahr noch war er daselbst, als er schon mit Herrn Thelüsson dieses beträchtliche Handelshaus zu regieren im Stand war. Schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahr erblickte in seiner Person der Abt Raynal das künftige, schöpferische Genie, welches einst in dem französischen Finanzwesen die ausserordentlichsten Revolutionen hervorbringen würde. Schon übersah er das Handelswesen mit dem Auge des Staatsmanns. Zum Beweis hievon dient seine Untersuchung der Angelegenheiten der ostindischen Compagnie.

Unter

Unter seinen übrigen Schriften dürfen wir nur seiner Lobrede auf Colbert erwähnen, die im J. 1773. den Preis der französischen Academie davon trug; ferner seiner Abhandlung über die Gesetzgebung des Kornhandels, wovon in dem Zeitraum eines Monats vier Ausgaben erschienen; die Sammlung der Edicte und seine Commentarien über dieselben, die er dem König überreicht hat; und endlich die Abhandlung über die Provinzialverwaltung und seinen Compte rendu au Roi — So tiefsinnig und viel umfassend seine politischen Berechnungen gewesen, so hinderte ihn alle diese ausserordentliche Geistesanstrengung nicht im geringsten, theils als aufgeraümter Gesellschafter im täglichen Umgang, theils als gemeinnütziger Bürger im Staate zu glänzen. Zur Zeit der Theurung machte er sich durch Rathschläge und Anordnungen um seine Vaterstadt Genf ungemein verdient. — Im J. 1776. that er eine Reise nach London. Daselbst gelangs ihm, in wenigen Wochen das brittische Finanzwesen besser als kein Lord Schatzmeister ganz zu durchschauen. — Zu Ende dieses Jahres ward er in Frankreich zum Finanzrath und zum Director des königlichen Schatzes, und in dem darauf folgenden Jahr zum General-Director der Finanzen ernennet. Ungeachtet

tet er durch geheime Triebfedern vom Steuer entfernt worden, so befanden sich gleichwol das Volk und der König bey seinen Finanzoperationen so wohl, daß er auch noch seit seiner Entfernung allgemeine Hochachtung besitzt, von der Nation angebetet, von den Grossen geliebkoset und von den Staatsbedienten rathsgefragt wird. In dem Schooß seines Hauses und in seinem eignen, edelgesinnten Herzen genießt er jener philosophischen Zufriedenheit, gegen welche aller bloß äussere Beyfall der Grossen, gegen welche Kronen und Zepter als leerer Schatten verschwinden. Mit republicanischer Selbstgenügsamkeit schlug er jedes königliche Geschenk aus; ungeachtet der unermeßnen Schätze, die er im Handel erworben, und ungeachtet des unvermeidlichen, glänzenden Aufwands, womit er täglich die ausgesuchteste Gesellschaft in seinem Hause, dem Tempel des Geschmackes und der Tugend, freygebig bewirthet, weiß er doch für sich selber in seiner eignen Person die edle Einfalt des Weisen rein zu behalten. —

Im J. 1765. hatte er sich mit Mamsel Cürchod verheyrathet, einer Tochter des Pfarrers zu Cressi im Wattland. Von ihrem Vater hatte sie eine männliche und gelehrte Erziehung

empfan-

empfangen, ohne darüber irgend eine von den Grazien und von den Tugenden des schönen Geschlechtes zu vernachlässigen. Wie sehr auch sie, eben sowol als ihr Gemahl, für das Wohl der Menschheit beseelt sey, hievon zeugt unter anderm die Reforme der öffentlichen Armen- und Krankenhaüser, wozu sie nicht wenig beytrug. Die schönste Lobrede hat sie von Neckern selbst in dem Compte rendu au Roi empfangen. —

Unter so vielen und so grossen Wohlthaten, die Necker der Menschheit erweist, dürfen wir folgende nicht unbemerkt vorbeygehn. — In dem königl. französischen Kraütergarten, welcher nebst Amelot und Büffon auch Neckern anvertraut war, suchte dieser letztre Gewächse heisserer Erdstriche nach und nach zum europäischen Klima zu gewöhnen. Auch mit dem Brodfruchtsbaum der Südländer, der schon mit gutem Erfolg nach Surinam verpflanzt worden, sollen in Paris Versuche angestellt werden. Diß einfache und gesunde Nahrungsmittel wird für Europa ein wichtiges Geschenk seyn. Weit mehr Anspruch auf die Hochachtung der Nachwelt hat ein solcher Wohlthäter als sonst das gröste Genie. — Noch zu den Zeiten des Tarquinius Priscus waren durch ganz Europa keine Oelbaü-

me,

me, welche seither über die Alpen bis in Frankreich gekommen sind. Vor dem Sieg des Lucullus über den Mithridat waren noch keine Kirschen in Italien. Nach der Eroberung von Griechenland und Kleinasien wurden alle Arten von Früchten nach Rom gebracht, die Abrikosen aus Epirus, die Pfersiche aus Persien, die Citronen aus Medien, die Granatäpfel von Carthago, die Kuitten aus einer Insel des Archipelagus; die besten Birnen kamen aus Alexandrien, Numidien und Griechenland; die besten Pflaumen aus Armenien, Syrien und Damascus. Die römischen Consuls und Feldherren, welche zuerst dergleichen Obst nach Italien brachten, rechneten es sich zur Ehre, solchen Früchten ihre Namen beyzulegen, und durch neue Pflanzungen glaubten sie sich nicht weniger verherrlicht als durch Eroberungen und Siege. Derjenige, welcher in Europa die amerikanischen Erdapfel oder die Pisangfrucht versetzt, verdient billig den Dank aller europäischen Völker. —

Besondern Dank von Frankreich hat sich Necker auch dadurch erworben, daß nunmehr durch seine Veranlassung im Conseil entschieden worden, die Arbeit am Canal in der Picardie wieder vorzunehmen, die von gewissen Leuten bis-

her,

S. GESSNER
Pfen. del. et fecit

her, aus Nebenabsichten, für unausführbar erklärt wurde. Auf Neckers Befehl aber haben Kunstverständige das Werk in Augenschein genommen, und einmüthig bezeugt, daß die Vollendung sehr möglich sey. Die Arbeit ist bereits angefangen worden, und man hofft, diesen berühmten Canal in zwey Jahren zu vollenden. Alsdann wird man zu Wasser von Amsterdam nach Nantes, und wenig Jahre nachher auch nach Beaucaire gehen können, denn die Loire soll mit der Saone vereinigt werden, welche in die Rhone fällt.

Salomon Geßner.

Derselbe ward im J. 1730. in Zürich gebohren. Unter der Aufsicht eines ungeschickten Lehrers wär ohne Zweifel sein Genie zu Grunde gegangen, wenn nicht das Genie seiner Natur nach alle Schwierigkeiten besiegte. Noch so erbaulich mochte ein poetisches Werk seyn, wenn ihn der Lehrmeister bey Lesung desselben ertappte, so hatte es der Knabe mit Ohrfeigen zu büssen.

Lieber thut das junge Genie gar nichts, als daß es gegen seinen innern Hang würkt. Daher jener Anschein von Trägheit und Sorglosigkeit! So bald hingegen durch irgend einen Zufall der Geist sich entzündet und auf die angemessenste Nahrung geführt wird, alsdann erwacht er aus Todesschlummer zu geschäfftigem Leben. „Sie „wissen, schreibt Geßner an Füßli, daß mein „Beruf niemals seyn konnte, Künstler zu wer„den; daher war ich in meiner Jugend ganz oh„ne Anleitung. Beschmierte ich gleich in mei„nen jungen Jahren die Menge Papier, so wars „doch nur ein elendes Spiel, ohne Absicht und „ohne Anführung; so mußte ich nothwendig „zurücke bleiben; und es war eine natürliche „Folge, daß meine Neigung sich um vieles ver„lor. Die besten Jahre giengen so dahin, oh„ne daß ichs versuchte, ob ich in der Kunst „wohin gelangen könnte. Indeß thaten die „Schönheiten der Natur und die guten Nach„ahmungen derselben von jeder Art immer die „gröste Würkung auf mich; aber in Absicht auf „Kunst wars nur ein dunkles Gefühl, das mit „keiner Känntniß verbunden war; und daher „entstand, daß ich meine Empfindungen und „die Eindrücke, welche die Schönheiten der „Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf

„eine

„ eine andere Art auszudrücken suchte, derer
„ Ausdruck weniger mechanische Uebung, aber
„ die gleichen Talente, eben das Gefühl für
„ das Schöne, eben die aufmerksame Bemer-
„ kung der Natur fordert.“

Die Jugend unsers Geßners fiel nämlich in jene poetische Epoche, da in dem südlichen Teutschland Haller und Bodmer, in dem nördlichern Kleist und Klopstock durch unsterbliches Vorbild so manchen edlern Jüngling zur Dichtkunst leiteten. Sowol der freye Sinn und die Sitteneinfalt der Schweizer als auch die würklich romantischen Naturscenen um Zürich her stimmten glücklich zum Gesange der Musen. Auch sammelten gerne Teutschlands Dichter an den Ufern der Limmat, in den Haynen und auf den Hügeln bey Zürich poetische Blumen, wie denn von Zeit zu Zeit diese Stadt der Aufenthalt der Klopstocke, der Kleiste, der Wielande u. a. d. gewesen. Daher ein poetischer Wetteifer, welcher an jenes güldene Zeitalter der zürcherischen Minnesinger, Hadloub, Maneß u. a. erinnert! — Einen ganz eignen Blumenweg öffnete sich durch poetische Wildniß die geßnerische Muse. Wenn wir Kleisten als vortrefflichen Landschaftsmahler, Mahler der leblosen Natur, — wie sehr müssen

wir nicht in Salomon Geßner das Genie bewundern, welches lachende Fluren, blumigte Ufer, die ganze arcadische Schöpfung mit den liebeswürdigsten Figuren beseelet! Welche Feinheit und Rührung in den kleinsten Nüancen seiner schäferischen Sittengemählde! Wie im Strahl der Morgenröthe neugebohren die Natur dem aufdämmernden Himmel zulacht, so lächelt sie unter Geßners reichem, belebenden Pinsel. Kein Wunder, daß seine ländliche Muse, indem sie aus dem eisernen Zeitalter in das güldene Alter der Natur und Freyheit, der Unschuld und Minne versetzt, die Lieblingsmuse jeder schönen Seele, nicht bloß in Teutschland, sondern auch bey allen gesitteten Völkern geworden! Wenn wir in Geßners Schäfergedichten die interessantesten Geschichtgen, die gefälligsten Charactere, die rührendesten Situationen studiren, kein Zug zu viel, keiner zu wenig, jeder durch den andern erwärmt und verschönert, müssen wir nicht gestehn, daß sich der Dichter, noch so vertraut mit den Moschus und Bions, mit den Theokriten und Marons, immer eine eigne Idealwelt, und eben so eine eigne, der Huldgöttinnen würdige Sprache geschaffen habe? — Eine ganz neue Dichtart schuf er sich auch in dem Tod Abels, schäferische Naivität mit religioser Würde verbunden. —

Gleich=

Gleichwie er mit allen Sinnen, in jeder mannigfachen Scene der Schöpfung das Schöne empfindt, eben so gelingt ihm nicht bloß eine Art des Ausdruckes allein; so bezaubernd spricht sein Pinsel, wie sein Gedicht mahlt.

Durch was für Veranlassung und mit welchem Erfolg bey ihm die Liebe zur Zeichnungskunst und Mahlerey wieder erwacht sey, beschreibt er in seinem Brief an Füßlin folgender massen: *

„ Da ich Gelegenheit bekam meines seligen
„ Herrn Schwehervaters fürtreffliche Sammlung
„ täglich zu sehn, erwachte meine Leidenschaft für
„ die Kunst von neuem, und ich faßte im dreyssig-
„ sten Jahr meines Alters den Entschluß, zu ver-
„ suchen, ob ich noch zu einem Grad gelangen
„ könnte, der mir bey Kennern und Künstlern
„ Ehre machen würde. — Meine Neigung,
fährt Geßner fort, „ gieng vorzüglich auf die
„ Landschaft, und ich fieng mit Eifer an zu
„ zeichnen; aber mir begegnete, was so vielen
„ begegnet. Das Beste und der Hauptzweck ist

* S. Joh. Caspar Füßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Band III. in der Vorrede.

„ doch immer die Natur; so dacht ich, und zeich-
„ nete nach der Natur; aber was für Schwie-
„ rigkeiten, da ich mich noch nicht genug nach den
„ besten Mustern in der verschiedenen Art des
„ Ausdrucks der Gegenstände geübt hatte! Ich
„ wollte der Natur allzu genau folgen, und sah
„ mich in Kleinigkeiten des Details verwickelt,
„ die den Effect des Ganzen störten, und fast
„ immer fehlte mir die Manier, die den Ge-
„ genständen der Natur ihren wahren Character
„ beybehält, ohne sclavisch und ängstlich zu seyn.
„ Meine Gründe waren mit verwickelten Klei-
„ nigkeiten überhaüft, die Baüme ängstlich und
„ nicht in herrschende Hauptpartien geordnet,
„ alles durch zu ängstliche Arbeit zu sehr unter-
„ brochen. Kurz, mein Auge war noch nicht
„ geübt, die Natur wie ein Gemählde zu betrach-
„ ten, und ich wußte die Kunst noch nicht, ihr
„ zu geben und zu nehmen, da wo die Kunst
„ nicht hinreichen kann. Ich fand also, daß
„ ich mich zuerst nach den Künstlern bilden müs-
„ se. Ist nicht das, was mir begegnete, der
„ Fehler der ältern Künstler, die noch nicht ge-
„ nug gute Muster hatten? ich meyne die ältern
„ Niederländer und Teutsche; sie hielten sich so
„ genau an die Natur, daß der kleinste Neben-
„ umstand oft so genau gemahlt ist, wie der her-

„ vorste-

„ vorstechendeste, und ihre Gemählde verlieren
„ darum ihre Würkung; sie sind zu ängstlich und
„ zu überhaüft. Genien, die diese Fehler ein-
„ sahn, suchten dieselben zu meiden, und machten
„ sich mit den Regeln des Schönen in der Di-
„ sposition, der gemässigten Mannigfaltigkeit, der
„ Hauptmassen in der Anordnung und im Schat-
„ ten und Licht u. s. w. bekannt. Nach diesen
„ war nun nöthig zu studiren; um den Weg so
„ kurz als möglich zu machen, wählte ich nur
„ das Beste, das, was in jeder Art am besten
„ sich ausnahm, um zu einem Muster zu dienen.
„ Wie sehr wird die Zeit verschleudert, wenn
„ man bey Unterweisung junger Künstler sie bey
„ Mittelmässigem aufhält! ihr Geschmack wird
„ so für das wahre Schöne nicht gebildet; das
„ Mittelmässige bleibt ihnen erträglich, und nährt
„ bey ihnen den Stolz, sich groß zu glauben,
„ weil es ihnen ein leichtes war, nicht weit hin-
„ ter ihrem Original zu bleiben. Man lasse den
„ jungen Künstler die Köpfe nach Raphael studi-
„ ren, wie unerträglich werden ihm die faden,
„ süssen Gesichtergen vieler von den Neuern seyn!
„ Man lasse ihn nach dem Schlender so vieler
„ beliebter Künstler nach der Mode zeichnen, und
„ laß ihn dann den schönen Apoll oder Antinous
„ zeichnen, er wird aus beyden gemeine Leute

R 4 „ oder

„ oder schlechte Tänzer machen, und nicht em=
„ pfinden, daß er es schlecht gemacht hat.

„ Ich fand das Beste, in meinen Studien
„ von einem递Haupttheile zum andern zu gehn;
„ denn wer alles zugleich fassen will, wählt sich
„ gewiß den mühsamern Weg; seine Aufmerk=
„ samkeit wird allzu zerstreut seyn und immer er=
„ müden, da er bey zu vielen, verschiedenen Ge=
„ genständen auf einmal zu viel Schwierigkei=
„ ten findet. Ich wagte mich zuerst an die Baü=
„ me, und da wählte ich mir vorzüglich den Wa=
„ terloo, von dem in dem obgedachten Cabinet
„ eine fast vollständige Sammlung ist. Je mehr
„ ich ihn studirte, je mehr fand ich wahre Na=
„ tur in seiner Landschaft. Ich übte mich in
„ seiner Manier so lange, bis ich in eigenen Ent=
„ würfen mit Leichtigkeit mich ausdrückte. Ich
„ versaümte indeß nicht, nach andern zu arbei=
„ ten, deren Manier nicht des Waterloo, aber
„ nichts desto weniger glückliche Nachahmung der
„ Natur war; ich übte mich darum auch nach
„ Swanefeld und Berghem, und wo ich ei=
„ nen Baum, einen Stamm, ein Gestraüch
„ fand, das vorzüglich meine Aufmerksamkeit
„ reizte, das copirte ich in mehr und weniger
„ flüchtigen Entwürfen. Durch diese gemischte

„ Uebung

„Uebung erhielt ich Leichtigkeit im Ausdruck und „mehr Eigenthümliches in meiner Manier, als „ich hatte, da ich an den Waterloo mich allein „hielt. Ich gieng weiter von Theilen zu Thei„len; für Felsen wählte ich die grossen Massen „des Berghem und St. Rosa; die Zeichnungen, „die Felix Mejer, Ermels und Hackert nach der „Natur und in ihrem wahren Character ge„macht haben; für Verschiesse und Gründe wähl„te ich die grasreichen Gegenden, und die sanf„ten, dämmernden Entfernungen des Lorrain, „die sanft hinter einander wegfliessenden Hügel „des Wouvermans, die in gemässigtem Lichte, „mit sanftem Gras, oft nur zu sehr wie mit „Sammet bedeckt sind; dann den Waterloo, „dessen Gründe ganz Natur sind, ganz so, wie „er sie in seinen Gegenden fand, und darum „ist er auch hierinn schwer nachzuahmen. Für „sandigte oder Felsengründe, die hier und da „mit Gesträuch, Gras und Kraütern bewachsen, „wählte ich mir den Berghem.

„Wie sehr fand ichs leichter, wenn ich izt „wieder nach der Natur studirte! Ich wußte „izt, was das Eigenthümliche der Kunst ist; „wußte in der Natur unendlich mehr zu beob„bachten, als vorher, und wußte mit mehr

 „Leichtig=

„ Leichtigkeit eine ausdrückende Manier zu fin„ den, da wo die Kunst nicht hinreicht. Aber „ wenn ich izt einen Gegenstand, den ich aus „ der Natur genommen hatte, ergänzen wollte, „ wenn ich das beyfügen wollte, was ein mahleri„ sches Ganzes ausmachen soll, dann war ich furcht„ sam und verfiel oft auf erkünstelte Umstände, „ die mit der Einfalt und der Wahrheit dessen, „ was ich aus der Natur genommen hatte, nicht „ harmonirten. Meine Landschaften hatten nicht „ das Grosse, das Edle, die Harmonie, — „ noch zu zerstreutes Licht, keine rührende Haupt„ würkung; und also mußte ich izt aufs Ganze „ denken. — Aus allen suchte ich izt diejeni„ gen Künstler aus, die in Absicht auf Ideen und „ Wahl und Anordnung ihrer Gegenstände mir „ vorzüglich schienen. — — Das gröste Exem„ pel, wie man nachahmen soll, giebt Dietrich; „ seine Stücke in diesem Geschmacke sind so, daß „ man glauben sollte, Everdingen habe sie ge„ macht, und sich selbst übertroffen. — Swane„ felds edle Gedanken, die mit so grosser Wür„ kung ausgeführt sind, und die auf seine gros„ sen Massen von Schatten einfallende Reflex„ Lichter. Sal. Rosa kühne Wildheit, des Ru„ bens Kühnheit in Wählung seiner Gegenstän„ de. Diese und mehrere studirte ich in flüchti-

„ gen

„ gen Entwürfen, izt im Ganzen, da es mir izt
„ meist darum zu thun war, der Einbildungs-
„ kraft ihren wahren Schwung zu geben. End-
„ lich studirte ich bloß und allein die beyden Pous-
„ sin und den Claude Lorrain. — Aber das
„ war nicht genug, mir ihre Denkart und ihre
„ Ideen gänzlich bekannt zu machen. Ich legte
„ sie beyseite, und wiederholte die Hauptzüge
„ derselben aus dem Gedächtniß; aber ich ruhe-
„ te auch da nicht; ich machte mehr flüchtige als
„ genaue Copien von ihren Landschaften. —
„ Es wird niemand fragen: Warum das? Ich
„ kann sie ja in Kupferstichen haben. Gut, dann
„ besitz ich sie wohl, aber ich habe nichts für
„ mein Studium gethan. So wird der Künst-
„ ler eine immer merkwürdige Sammlung zu-
„ sammenbringen; er hat so nach dem Besten
„ studirt, und sich zugleich in den Besitz desselben
„ gesetzt. — — So lang es des Künstlers Haupt-
„ beschäfftigung ist, andrer Werke so genau als
„ möglich nachzubilden, so verliert oder schwächt
„ er darüber die Kühnheit und den Schwung
„ der Einbildungskraft, die zum Erfinden nöthig
„ sind. Von dieser Furchtsamkeit suchte ich mich
„ sorgfältig zu erholen; ich legte meine Origi-
„ nale weg, dachte auf eigne Ideen, und gab
„ mir die schwersten Aufgaben auf. So fand

„ ich,

„ich, wie viel ich wieder gewonnen hatte; fühl-
„te, was mir am leichtesten und vorzüglich ge-
„lang; beobachtete, welche Theile mir noch
„die meisten Schwierigkeiten machten, und be-
„kam so die Anleitung, worauf ich vorzüglich
„wieder zu arbeiten hatte. Zugleich faßte ich
„neuen Muth, wenn ich fand, daß Schwie-
„rigkeiten wieder verschwunden waren, und ich
„mich besser aus der Sache gezogen hatte, als
„ich hoffte; und zugleich gab ich so meiner Ein-
„bildungskraft Nahrung und Kühnheit. — Bey
„dem allem hab ich mir zur Regel gemacht,
„immer mit dem versehen zu seyn, was zum Zeich-
„nen nöthig ist, ich mag seyn, wo ich will,
„nicht allein auf Reisen und Spatziergängen,
„sondern auch zu Haus und in der Stadt.
„Man vergißt oft etwas, nur weil man zu nach-
„lässig ist, von einem Zimmer ins andre zu gehn,
„um das Benöthigte zu holen. — Ein Ge-
„danke, im ersten Feuer gedacht, wird auch im
„ersten Feuer am besten entworfen. —

„ — Eine Beobachtung muß ich nicht ver-
„gessen, die ich aus eigener, vielfältiger Er-
„fahrung weiß, wie sehr es nämlich den Muth
„erfrischt und wie oft es mich von neuem be-
„geistert hat, wenn ich die Geschichte der Kunst

„und

„ und der Künstler lese. — — — Noch einen
„ wichtigen Rath muß ich dem Künstler andrin-
„ gen: die Dichtkunst ist die wahre Schwester
„ der Mahlerkunst. Er unterlasse nicht die be-
„ sten Werke der Dichter zu lesen; sie werden
„ seine Einbildungskraft mit den schönsten Bil-
„ dern bereichern."

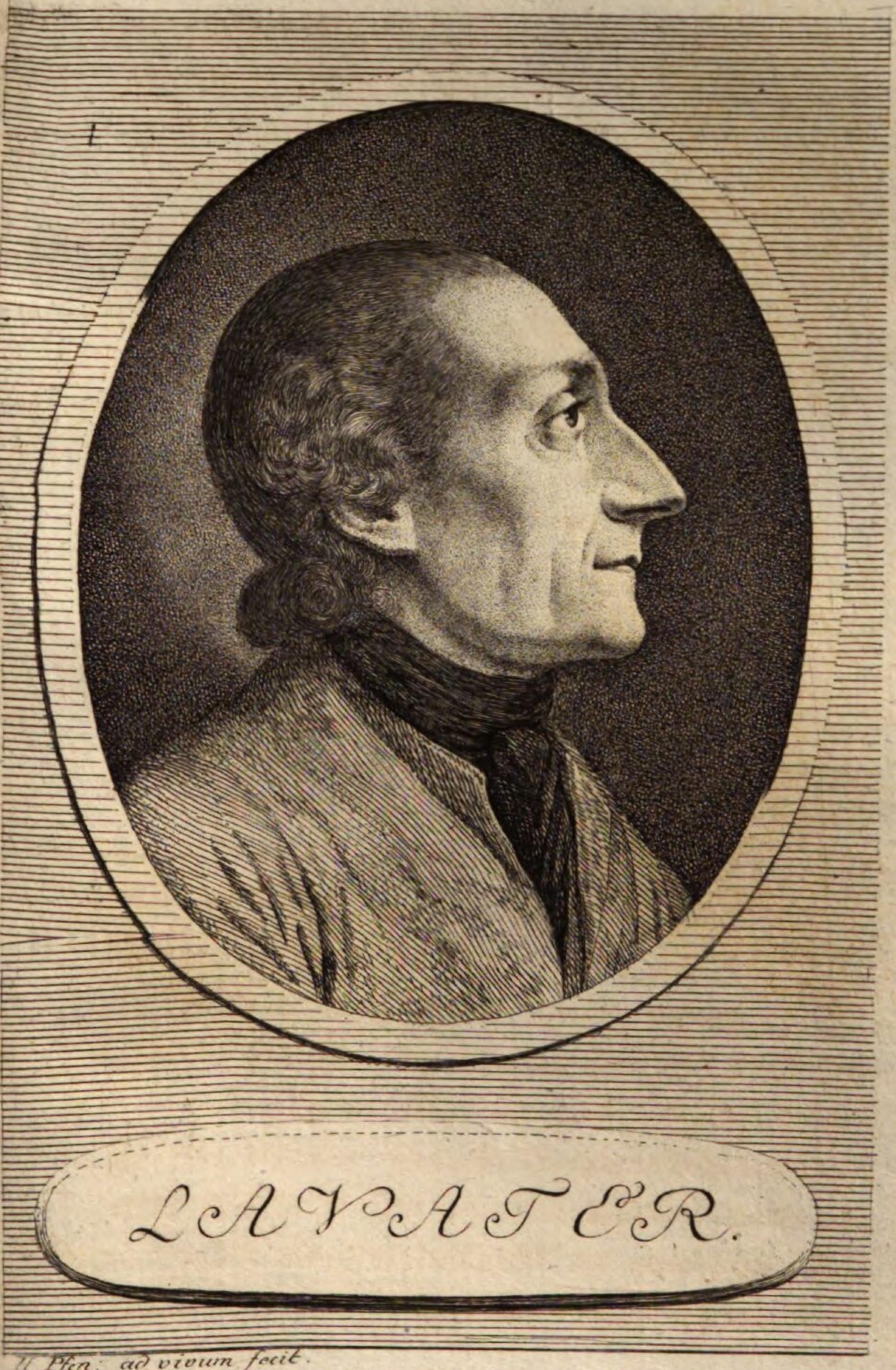
— So weit das geßnerische Sendschreiben im Auszug. Ohne Zweifel ist es unnöthig noch viel von den Lebensumständen und von dem Sitten- und Kunst-Character dieses Lieblings jeder Grazie zu sagen. Seinen Character hat er in obigem Sendschreiben und in seinen Werken am besten gemahlet. Einige seiner wichtigsten Zeichnungen hat Füßlin in der helvetischen Künstler-Geschichte beschrieben. Und wenn irgendwo Füßlin behauptet, daß durch den Gott Hymen der junge Virtuose aus den Chören der Musen und der Huldgöttinnen weggescheucht werde, so kann doch Geßners Beyspiel zur Ausnahme dienen. Wie dieser selber gesteht, so hatte er sowol seiner Gattinn als seinem Schwiegervater die Ausbildung des Genies zu danken. Letzterer, Heinrich Heidegger, Mitglied des innern Rathes, ehrte und kannte die Künste. Sein Cabinet ist eines der besten in Zürich, und enthält vornem-

lich

lich die besten Stiche nach der niederländischen Schule, wie auch eine vollständige Sammlung der ersten Drücke des Freyischen Werkes, welches die erhabenen Werke der römischen Schule am würdigsten liefert. Auch ist es wegen einer starken Sammlung von Handzeichnungen merkwürdig, und wird izt, nach dem Hinscheid des Vaters, durch seinen Sohn mit Wahl und Einsicht immer vermehret.

Auch mit bürgerlichen Ehren hat das Vaterland Geßners Verdienste belohnet. Seit dem Jahr 1767. ist er Mitglied des innern Rathes in Zürich, und seit dem J. 1781. ward ihm das Amt eines Oberaufsehers der Hoch- und Frohnwälder des zürcherischen Freystaates aufgetragen. Unter andern Ehrenbezeugungen, die ihm in der Nähe und Ferne sowol die berühmtesten Schriftsteller und Künstler als auch die Grossen der Erde erwiesen, erwähnen wir noch jener güldenen Schaumünzen, womit ihn die Kaiserin in Rußland beschenkte. Ungeachtet der allgemeinen Huldigung, womit ihn jeder Kenner des Schönen beehret, ist er von Stolz und Eitelkeit eben so sehr als Lafontaine entfernt, und in seinem Character herrschen die Naivität und Einfalt, wodurch uns die Schäfer in seinen Idyllen entzücken.

Johann


LAVATER.
H Pfen: ad vivum fecit.

Johann Caspar Lavater.

Derselbe ward zu Zürich den 15. Nov. 1741. gebohren. In der Kindheit war er ein gutherziger, aber furchtsamer und wainerlicher Knabe. Anstatt zu studiren, beschäfftigte er sich mit Spielwerk, besonders mit allerley Wachsbildnerey, auch mit Glasschleifen und verschiedenen mathematischen und physischen Jugendspielen. In den höhern Schul-Classen ward sein Eifer für die Wissenschaften theils durch Anleitung eines Bodmers und Breitingers, theis durch Wetteifer edler Mitschüler beseelet, nunmehr fieng er an, sich als freyen, kühnen Selbstdenker zu zeigen; vor keinem der verwegensten Gedanken erschrack er, und aus der augenscheinlichsten Gefahr, sich selbst in den Abgrund methaphysischer Nachforschung zu verlieren, zogen ihn allemal Wahrheitssinn und moralische Gefühle zurück. Mit Speculation nämlich verband er das thätigste Leben. Wie feurig in frühester Jugend sein patriotischer Enthusiasmus gewesen, hievon könnten mehrere Beyspiele angeführt werden. Eine Art poetischer Schwärmerey berauschte damals die Jugend; hiezu kam noch tieferschütternder Eindruck

druck rousseauischer Schriften, nebst genauerm Umgang mit den freydenkenden Römern und Griechen. Bey schwächern Köpfen, für welche der olympische Nectar zu stark war, sah man das Fieber politischen Enthusiasmus entstehen; da war bald kein Zunftmeister vor dem Scherbengerichte der unbärtigen Katons gesichert. So lächerlich indeß bey manchem der blinde Eifer geworden, so viel Gutes quoll gleichwol hie und da in der Gährung unter dem Schlamme hervor. Beweis hievon die Wochenschrift des Erinnerers, an welcher vorzüglich auch Lavater arbeitete; eine Wochenschrift, die mit Nachdruck thätiges Christenthum und republikanische Sitten beförderte. Schade, daß einige als persönlich ausgedeutete Satyren und andre politische Umstände die Fortsetzung verhinderten! Nach Aufforderung der helvetischen Gesellschaft verfertigte er die Schweizerlieder, in welchen hin und wieder derselbe Heldengenius athmet, womit die Voreltern im Schlachtgewitter bey Laupen und Sempach Triumphe erfochten.

Im Maymonat 1761. ließ sich Lavater zum Predigamt weyhen. Im März 1763. machte er gelehrte Reisen mit seinen Freunden, dem sel. Felix Heß und dem noch lebenden Heinrich Füßli,

von

von denen ersterer durch die Schrift über die moralischen und philosophischen Predigten, — letztrer aber als grosser Kunstmahler berühmt ist. Unter Professor Sulzers Aufsicht giengen sie nach Berlin. Einige Zeit blieb Lavater bey Spalding, bildete da seinen Geist und seinen Stil, und lebte selige Tage bey dem vortrefflichen Manne. — Wie sehr er in dem freyen Geist der berliner Theologen webte, und wie doch in seiner theologischen Denkensart von ihnen entfernt war, sieht man aus seinen Briefen an M. Bahrdt, die im J. 1763. in Breßlau gedruckt sind. Seither besonders seit dem Verluste seines philosophischen Freundes, Felix Hessen, schien er einiger massen die betretne Bahn zu verlassen. Je feuriger seine Einbildungskraft war, desto kühner und ausgebreiteter seine Wünsche und seine Begriffe von seinen Christen- und Amtspflichten, je schwächer er sich zur Ausführung fühlte, desto durstiger ward nach ausserordentlichen Kräften zum ächten Christusglauben, fieng er an, besondere Geistesgaben zu fordern und zu behaupten, daß alle Menschen dem wesentlichen nach sich gleich und alle Christen aller Zeiten, ceteris paribus, in gleichen Rechten stehen. Den Saamen dieser Lehre findt man in seinen Anmerkungen zu Bonnets Palingenesie, die er

im J. 1769. übersetzt hat; eben so in den Manuscripten für Freunde, in den vermischten Schriften, in den christlichen Liedern, in einem besonders gedruckten fliegenden Blatte, in dem geheimen Tagbuch, in den Aussichten in die Ewigkeit u. s. w. In den meisten dieser Schriften wird man ein seltenes Gemisch von gesundem Beobachtungsgeist und von mystischen Chimären, sehr viel brauchbare Lebens-Philosophie mit verstiegnen Grillen bemerken. Als Gedicht, wozu der Verfasser sie bestimmt hat, scheinen die Aussichten in die Ewigkeit sehr kühn und erhaben; für den Philosophen hingegen scheint der Blick auf den ungeheuren Schauplatz der Zukunft bald zu mikroscopisch, bald sonst zu umnebelt. Um dieses Werk auch für den gemeinen Haufen desto erbaulicher und brauchbarer zu machen, hat es der Verfasser im Auszug von müssigen Hypothesen gesaubert. Je unerschöpflicher Lavaters Geisteskraft, je unersättlicher seine Herzens-Sehnsucht seyn mag, desto weniger wird es befremden, wenn er, gleich einem Alexander in intellectuellem Verstand, nicht genug hat an der sichtbaren Schöpfung, sondern neue Welten und neue Himmel zu erobern bemüht ist. Schade, wenn seine Liebe zum Wunderbaren ihn allzuweit aus der Sphäre der Würklichkeit fortstößt, oder

wenn

wenn er allzu ungeduldig ausserordentliche Hülfsmittel erwartet; einige seiner Freunde giengen würklich so weit, daß sie mit theoretischen und hermenevtischen Nachforschungen auch historische, ja so gar würkliche Wunderversuche verbanden. * Ein gewisses Bauersweib ** ward gegen alle seine Bitten, Warnungen, und Abhaltungsversuche zur Seherin erhoben; seither war Lavater nach Pondorf zu Gaßner gereiset: wie groß anfangs seine und seiner Freunde Erwartung von diesem Wunderthäter gewesen, können unter andern Lavaters Briefe an Semlern beweisen, und wie er jezt noch davon denke, sehen wir in dem zweyten Bande seiner vermischten Schriften, wo er seine Gedanken mit vieler Treuherzigkeit äussert, daß er ihm nämlich summum imperium über gewisse Uebel, die einige dem Satan, andre den Nerven zuschreiben, beymesse. Je schlechter überhaupt hie und da Lavaters Meynungen verdaut wurden, desto haüfiger ward darüber pro und contra geschrieben. So nachtheilig zuweilen Controvers-Schriften für die Ruhe der Verfasser

* S. Pfennigers Appellation an den gesunden Menschenverstand, wie auch hin und wieder das christliche Magazin.

** Siehe Pfennigers Appellation.

fasser seyn mögen, so leicht gleich einem flüchtigen Einfall solche Schriften für immer erkalten und nach kurzer Verjährung alles Interesse verlieren: so scheinen sie gleichwol in dem litterarischen Dunstkreis vielleicht eben so nöthig, als z. B. in dem physischen Sturmwind oder Gewitter, wodurch die Luft vor Faulniß bewahrt wird. Scharfsinnig wurden die lavaterischen Meynungen von Doctor Rung in Bremen und hie und da in der allgemeinen teutschen Bibliotheck untersucht. In eben dieser Bibliotheck und in der leipziger Bibliotheck, wird auch seine Physiognomik umständlich beurtheilt. Dieses Werk erschien in vier Quartbänden, in aller typographischen Pracht, und mit vielen Kupferstichen. Auch ist es ins Holländische, und neuumgearbeitet ins Französische übersetzt. Ungeachtet der hie und da eingestreuten blos willkührlichen Muthmassungen, enthält dieses Werk immer grossen Reichthum feiner und wichtiger Bemerkungen sowol für den Menschenbeobachter überhaupt, als auch besonders für den Dichter und Künstler. Eine zierliche Ausgabe seiner Gedichte ist unlängst erschienen. In denselben, wie überhaupt in seinen übrigen geistlichen Liedern und Psalmen, duftet hin und wieder heilige Salbung, und sein Gesang strömt zuweilen vollen, cramerischen Wohlklang; freylich

wie

wie Cramer, oftmals reicher an Ausdruck und Bildern als an Erfindung. Bey allem Mißtrauen gegen die einen und andern von Lavaters Hypothesen, als z. B. von der fortdaurenden Wunderkraft, von dem tausendjährigen Reich u. s. w. wird gleichwol niemand weder das Verdienst seiner ausserordentlichen Thätigkeit, noch den Vorzug seiner grossen Talenten mißkennen.

Nachdem er einige Zeit die Seelsorge am Waisenhause treulich versehen hatte, ward er im J. 1778. zum Diacon bey St. Peter in Zürich erwählt. Seine zahlreich gedruckten Predigten sind Zeugen, mit wie viel Wärme er sich die Erbauung seiner Kirche angelegen seyn lasse. Ungeachtet so vieler Stunden, die er seinem geistlichen Amte weyht, und so vieler Schriften, womit er von Zeit zu Zeit das Publicum beschenkt, weiß er, durch haushälterische Zeitersparung, immer noch diesen und jenen Tag zum Empfang oder zur Erwiederung freundschaftlicher Besuche, zu interessanten Reisen und zu zahlreichem Briefwechsel zu gewinnen. Einem Heiligthum ist sein Haus gleich, zu welchem beynahe täglich Leute von jedem Stand und Geschlecht, von jedem Range und Alter, aus den entferntesten Gegen-

den wallfahrten. — Einiger massen dient sein geheimes Tagbuch zum Commentar seines Lebens.

Jacob Heß.

Derselbe ward den 21. Weinm. 1741. gebohren. In der Kindheit ward er dem Unterricht seines Oheims, Heinrich Goßweilers, damaligen Pfarrers zu Affoltern, anvertraut. Diesen geschickten und liebenswürdigen Mann kostete es nicht wenig Mühe, bis er endlich dem jungen Neffen, bey aller seiner Neigung zum Tändeln, nach und nach etwas Bücherliebe einflößte. Am liebsten las er noch Reisebeschreibungen und historische Nachrichten. Latein lernte er nicht ohne Widerwillen. Da er in keine Schule kam, so hatte er sein Lesen, seine Kurzweil und alles abgesöndert für sich allein; daher nahm er ein ungeselliges, leutscheues Wesen an sich. Nicht ohne Mühe konnte er sich davon entwöhnen. Indeß entwickelten sich freylich seine Seelenkräfte freyer als es in der Stadt und in der Schu-

le

Pf. ad vivum.

le geschehen wär. Zum Landleben und zur Einsamkeit bekam er so starke Neigung, daß ihm hernach der Aufenthalt in der Stadt wieder zur Last ward. In der Stadt hatte er dem Unterricht des nunmehrigen Pfarrer Freytags alles zu danken. Vermittelst dessen Handleitung brachte ers so weit, daß er im J. 1755. in die philologische Classe des höhern Collegiums befördert worden. In der griechischen Sprache brachte er es unter Breitingers Aufsicht sehr weit. Breitinger und Bodmer nahmen sich des Jünglings eifrig an. Einige hoffnungsvolle Jugendgefehrten forderten ihn zu freundschaftlichem Wetteifer auf. Izt nahm Ehrbegierde von seinem Herzen Besitz; diese Leidenschaft schien durch Heftigkeit seinem moralischen Character nachtheilig zu werden; nicht ohne beschwerlichen Kampf gelang ihm der Sieg über sich selber. Auch waren nunmehr seine Studien fast lauter Lieblingsstudien; manches Ernsthaftere ward hiebey versaûmet. Doch gewann er unter Anleitung der grösten Männer Liebe zur Weltweisheit, besonders zur Metaphysik. Nichts als die Reizungen der Dichtkunst konnten ihn von den Schriften eines Leibnitz, Wolf, Bûlfingers hinweglocken. — Dann zog ihn wieder alles an sich; bald die Geschichte, insonderheit die vaterländische;

sche; bald eine Reisebeschreibung, bald ein Gedicht; bald eine Abhandlung, bald ein Roman. — Hier ist das Scheidealter, wo der von Känntniß zu Känntniß herumirrende Geist sich so leicht in den Irrhaynen flüchtiger Lecture verliert. Vorsehung ist es, wenn bey so unordentlichem Studiren endlich noch etwas solides herauskömmt; Vorsehung ist es, die einem Jüngling Freunde, Gönner, Rathgeber verschafft, aus deren Beyspiel er sieht, wie die Arbeit kann zweckmässig und übereinstimmend gemacht werden. Solche Beyspiele waren für ihn ein Schultheß, Steinbrüchel, Tobler. — Was er in diesen academischen Jahren von der Theologie verstehn lernte, — freylich bey so zerstreutem Studiren wenig, — das hatte er seinen beeden Professoren, Lavater und Zimmermann, zu danken.

Im Frühling 1760. ward er zum Predigamt ordinirt. Hierauf kam er zu seinem väterlichen Oheim, dem Pfarrer Heß, nach Neftenbach, als Vicar und Lehrer seines Sohnes. Dieser Oheim war ein tiefer Kenner der wolfischen Philosophie und war auch selbst Wolfens Schüler gewesen. Mit seltener Gründlichkeit im Denken verband er den feinsten Geschmack und die ausgesuchteste Belesenheit; auch, was über alles

geht,

geht, das menschenfreundlichste Herz. — Der Jüngling, der einigen Autorstolz von dem Gymnasium her — er hatte einige Gedichte verfertigt, — mit sich zu seinem Oheim gebracht hatte, war endlich so gescheut, für einmal das Studium inclarescendi, die Schreib- und Publicirsucht dem gründlichern Lernen und regelmässigen Studiren aufzuopfern. Es waren meistens die besten und nahrhaftesten Schriften, die er bey seinem Oncle las; das Studium der Alten setzte er fort. Hiedurch gelangte sein Geist je länger je mehr zu völliger Reife. Ausser dem Umgang mit seinem vortrefflichen Oheim in Neftenbach, hatte er auch einem andern, mütterlichen Oheim, dem Pfarrer Schultheß, diesem glücklichen Uebersetzer der griechischen Weltweisen, wegen seines litterarischen Briefwechsels sehr vieles zu danken. — Die Art, wie er auf dem Lande die göttlichen Schriften studirte, und seines Oheims geschickte Methode, die evangelischen Erzählungen in Predigten zu behandeln, veranlaßten ihn frühe, Versuche einer Lebensgeschichte Jesu zu wagen. Von dem Oheim aufgemuntert, brachte er gegen das Ende seines siebenjährigen Aufenthaltes in dessen Hause das erste Bändgen zu Stande. — Er schrieb auch um diese Zeit den Tod Moses, ein Gedicht. — Etwas früher

zwo Elegien, dem Andenken eines Jünglings von seinem Freunde gewiedmet.

Um diese Zeit starb sein Vater, dessen ungemeiner Fürsorge er so manche vortheilhafte Situation, in die er gekommen, so manche Hülfsmittel zum Studiren zu danken hatte. — Izt eröffnete sich ihm ein neuer Auftritt des Lebens. Im J. 1767. verehlichte er sich mit Jungfrau Anna Maria Schinz, einer Person, deren ganze Sinnesart sich für ihn, so wie er sich für sie, durchaus schickt. Drey Jahre lebte er mit ihr, ein Paar Stunden von Zürich entfernt, in einem angenehmen Landhause. Hier konnte er nach Herzenslust dem Studiren obliegen. Tiefes, Geist und Herz befriedigendes Studium der göttlichen Schriften war hier sein Hauptgeschäffte. Auch schrieb er hier das zweyte Bändchen der Lebensgeschichte Jesu. Vornemlich aber las und sammelte er, was immer zur Aufklärung des Plans der Offenbarung dienen konnte. Die erste Idee hievon gab er in einer kleinen Schrift: Ueber die beste Art, das Christenthum zu vertheidigen, Zürich 1769. 1774.

Beym Lesen des alten Testaments bediente er sich, um mit der Sprache des neuen desto

bekann=

bekannter zu werden, der griechischen Dollmetschung. Aus diesen Betrachtungen entstand sein Werk vom Reiche Gottes, welches die Aufklärung des Plans der göttlichen Offenbarung zum Zweck hat. — In sechs Bänden hatte er im J. 1772. die Geschichte Jesu vollendet. Wie vortheilhaft sich Münter dieses Werkes zur Bekehrung des Grafen von Struensee bedient habe, ist aus öffentlichen Blättern bekannt. Im J. 1774. schrieb er noch die Geschichte der Jugendjahre Jesu; im J. 1775. die Geschichte der Apostel; im gleichen Jahr die Geschichte der Israeliten u. s. w. Wir übergehen verschiedne kleinere Schriften, wie z. B. die Gedanken über das anti-lavaterische Sendschreiben, — die Hoffnungsinsel und so manchen, wichtigen Aufsatz, den er als Mitglied und Vorsteher der ascetischen Gesellschaft edirt hat. —

Der Hauptcharacter der hessischen Methode ist, daß sie Schrift durch Schrift erklärt und fest sich an die biblische Geschichte anschmiegt. Mit Hintansetzung sowol metaphysischer als zu gehaüfter critischer Untersuchungen, für welche das Volk nicht gemacht ist, bemüht sich Heß, den Fortschritt der göttlichen Offenbarungen in so übereinstimmendem Plane und auffallendem

Lichte zu zeigen, daß, wenn auch diese oder jene Lücke, diese oder jene, dogmatische oder philologische Schwierigkeit bleiben, nichts desto weniger die Wahrheit und Göttlichkeit der heil. Bücher sich durch Innhalt und innere Uebereinstimmung jedem unumfangnen Gemüthe empfehlen.

Seit dem J. 1777. steht unser Heß mit grosser Erbauung als Diacon bey dem Frauenmünster in Zürich.

Gedruckt bey Emanuel Thurneysen.

Verbesserungen
einiger der wichtigsten Druckfehler
des ersten Bandes.

Seite	Lin.	anstatt	liese
35	5	niemals	wenig
37	20	Großvater	Oheim
—	22	Enkel	Neffen
38	1	Botanik	Polemik
39	27	ausschweifendes	ausschliessendes
40	3	solcher	solchen
48	17	Ansehn	Einkommen
—	18	brauchen	aufbauen
49	15	Hannac	Hannons
51	11	Victor Mahler	Victor oder Mahler
95	9	an	als sie am
96	11	immer	nicht immer
—	13	gehörten	gehörnten
220	21	er der	er Mitglied der
224	17	Bekanntschaft	Verwandschaft.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Zu: 8° H Meister, Leonhard;
Helveziens berühmte Männer. Bd.1 1782

Bd.1, bei S. 56	Pfyfer	P 515

3000. I. 37. 1019

JH.

Meister

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meister, Leonhard,

Helvetiens berühmte Männer in Bildnissen dargestellt

Bd.: Erster Band

Zürich ; Winterthur 1782

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1496 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252220-9
VD18 10625666-003